

**Ludwig Fischer,**  
**„Natur – das Seiende jenseits von Arbeit“**  
Reflexionen über eine neuzeitliche Grenzziehung

aus:

Projektionsfläche Natur  
Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen  
Verhältnissen  
Herausgegeben von  
Ludwig Fischer

S. 223-259

## Impressum für die Gesamtausgabe

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist außerdem auf der Website des Verlags Hamburg University Press *open access* verfügbar unter <http://hup.rrz.uni-hamburg.de>.

Die Deutsche Bibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver Der Deutschen Bibliothek verfügbar unter <http://deposit.ddb.de>.

ISBN 3-937816-01-1 (Printausgabe)

© 2004 Hamburg University Press, Hamburg

<http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Rechtsträger: Universität Hamburg

# Inhaltsübersicht

<b>Vorwort</b> .....	7
<b>Einleitung</b> .....	11
<i>Ludwig Fischer</i>	
<b>Politische Schublade als theoretische Heuristik</b> Methodische Aspekte politischer Bedeutungsverschiebungen in Naturbildern .....	29
<i>Ulrich Eisel</i>	
<b>Ästhetik im Spannungsverhältnis von NaturDenken und NaturErleben</b> Für einen anthropozentrischen Naturschutz .....	45
<i>Jürgen Hasse</i>	
<b>Der Blick auf die schöne Landschaft – Naturaneignung oder Schöpfungsakt?</b> .....	61
<i>Antonia Dinnebier</i>	
<b>Naturbilder und Heimatideale in Naturschutz und Freiraumplanung</b> .....	77
<i>Stefan Körner</i>	
<b>Zur Bedeutung von Ernst Rudorff für den Diskurs über Eigenart im Naturschutzdiskurs</b> .....	105
<i>Thomas Bogner</i>	
<b>Haben Ökosysteme eine Eigenart?</b> Gedanken zur Rolle des Eigenart-Begriffs in naturwissenschaftlich geprägten Naturschutzdiskussionen .....	135
<i>Kurt Jax</i>	

<b>Projektionsfeld fremde Arten</b>	
Soziale Konstruktionen des Fremden in ökologischen Theorien .....	165
<i>Uta Eser</i>	
<b>Die wahre Natur ist Veränderung</b>	
Zur Ikonoklastik des ökologischen Gleichgewichts .....	193
<i>Thomas Potthast</i>	
<b>„Natur – das Seiende jenseits von Arbeit“</b>	
Reflexionen über eine neuzeitliche Grenzziehung .....	223
<i>Ludwig Fischer</i>	
<b>Die Natur und die Natur der Gesellschaft</b> .....	261
<i>Reiner Grundmann / Nico Stehr</i>	
<b>Begründungen, Ziele und Prioritäten im Naturschutz</b> .....	277
<i>Konrad Ott</i>	
<b>Verständigung über die Natur des Rechts?</b> .....	323
<i>Jörg Leimbacher</i>	
<b>Zu den Autorinnen und Autoren</b> .....	347

# **„Natur – das Seiende jenseits von Arbeit“**

## **Reflexionen über eine neuzeitliche Grenzziehung**

Ludwig Fischer

### **1 Der Inbegriff von Natur**

Zielvorstellungen in modernen Nationalpark-Konzepten – so, wie sie auch für den Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer gelten – werden mit dem Satz auf ihre allgemeinste Formel gebracht, es sei „der möglichst ungestörte Ablauf von Naturvorgängen“ zuzulassen, zu sichern und zu überwachen<sup>1</sup> (Stock u. a. 1996, 355). Für den schleswig-holsteinischen Nationalpark suchen zum Beispiel die Autorinnen und Autoren des so genannten Syntheseberichts sich ausführlich Rechenschaft darüber abzulegen, wie dieses generelle Naturschutzziel dadurch beschnitten und abgeschwächt werde, dass der Nationalpark auch im Wattenmeer Areale einschließt, die seit Jahrhunderten von den Menschen zum Teil tief greifend gestaltet und genutzt wurden, das heißt gegenüber einem erschließbaren ‚Naturzustand‘ irreversibel verändert sind. Man ist sich darüber im Klaren, dass selbst bei der ganz hypothetischen Annahme, sämtliche menschlichen Nutzungen, Eingriffe, Beeinflussungen auf dem definierten Gebiet des Nationalparks könnten eingestellt werden, sich nicht einmal eine ‚sekundäre Wildnis‘ so ohne weiteres ergeben würde. „Eine vollständige Wiederherstellung des Naturzustandes wäre selbst dann nicht zu erwarten, wenn die natürlichen Rahmenbedingungen wiederhergestellt werden könnten.“ (Stock u. a. 1996, 362)

---

<sup>1</sup> Das Zitat stammt aus dem Gesetz zum Schutz des Schleswig-Holsteinischen Wattenmeeres (Nationalpark-Gesetz) vom 22.7.1985, § 2.

Aber an der gewissermaßen utopischen Zielvorgabe: „Grundsätzlich ist eine weitgehend vom Menschen unbeeinflusste natürliche Entwicklung, der ungestörte Ablauf der Naturvorgänge angestrebt“ (Stock u. a. 1996, 362) – an dieser Maxime werden auch die konkreten ‚Kompromisse‘ gemessen, die menschliche Einflüsse und Nutzungen aufgrund politischer, ökonomischer und sozialer ‚Zwänge‘ zugestehen. Jeder zugestandene ‚Eingriff‘ wird prinzipiell und im Prozess des politischen Aushandelns der Kompromisse verstanden als mehr oder weniger gravierender, letztlich beklagenswerter Abstrich an dem normgebenden Optimum, dem ‚selbsttätigen Walten‘ der von menschlichem Handeln abgeschirmten Natur. Der Grad solcher Abweichung von der maßgebenden Zielbestimmung wird übersetzt in eine Aufteilung des landschaftlichen Raumes, mit den drei Zonen des Nationalparks,<sup>2</sup> deren Differenz eben in der Qualität und Quantität des Abstandes zum ‚Idealzustand‘ der schon vor menschlicher Anwesenheit völlig geschützten Natur bestimmt ist.

Man kann also den Eindruck gewinnen, als werde der klassische aristotelische Naturbegriff – Natur müsse als das ‚von sich aus Seiende‘, sich selbsttätig und unabhängig von menschlichem Handeln Entwickelnde begriffen werden (vergleiche Knobloch 1981; Mittelstraß 1981; Gloy 1995, 106 ff.) – direkt übertragen in die normative Angabe für das Ziel politischen Handelns wie der sie unterfütternden wissenschaftlichen Erkenntnis, wo es um Folgerungen aus dem zeitgenössischen ‚Naturzustand‘ geht: Natur im eigentlichen Sinn drohe unter der Ubiquität und Gewalt gesellschaftlichen Handelns zu verschwinden, und damit werde nicht nur die unaufhebbare Grundlage auch menschlicher Existenz in der ‚Selbstregulation‘ natürlicher Prozesse gefährdet, sondern der letztlich für den Fortbestand der Gattung entscheidende ‚Maßstab‘ menschlicher Praxis werde getilgt.<sup>3</sup> Des-

---

<sup>2</sup> Das Konzept einer solchen Zonierung findet sich schon in der Naturschutz-Programmatik von Walther Schoenichen, und zwar durchaus im Rückgriff auf internationale Praxis, obwohl Schoenichens bedeutsame Beiträge zum Naturschutz-Diskurs schon ab 1925 unverkennbar nationalistische und ab 1932 offen nationalsozialistische Färbung haben (vgl. Schoenichen 1942, 16 ff.). Zu Schoenichens Programmatik siehe auch Fischer (2003) sowie Schulz (2000).

<sup>3</sup> Damit spiele ich keineswegs nur auf so genannte biozentrische oder holistische Fundierungen moderner Naturethiken an, sondern unterstelle eine gewissermaßen latent bio-

halb müssten reproduktionsfähige, möglichst selbststeuernde Komplexe dieser Natur im genuinen Sinn erhalten werden, global unbedingt im Hinblick auf die natürliche Ressourcenbasis und die ‚Stoffwechsellabhängigkeit‘ menschlichen Daseins, regional und lokal zudem als leider nur exemplarische, inzwischen schier unerträglich reduzierte Ensembles in der Funktion sowohl von Referenzzuständen für die wissenschaftliche Erkenntnis wie von anmutenden Erscheinungen eines tröstlichen, erhebenden, sogar heilenden und unverzichtbar werthaltigen Wirkens einer den Menschen gegenüberstehenden Natur.

Naturschutz, wie er in den Diskursen der hoch industrialisierten, so genannten westlichen Gesellschaften gedacht wird, ruht stets der Prämisse einer Gefährdung von Natur in ihrem eigentlichen Verstande auf. Das kann zwar als Binsenweisheit gelten, die sich zivilisations-, technik-, wirtschafts- und sozialgeschichtlich begründen lässt, und kultur- beziehungsweise mentalitätsgeschichtlich wäre ihre Logik aus den Prozessen der lebensweltlichen Strategien und der ‚symbolischen Kämpfe‘ zu rekonstruieren, dafür reicht die bloße Ideengeschichte des Naturschutzes nicht hin (vergleiche Fischer 2000 und 2003a). Aber mein Nachdenken richtet sich hier auf das ‚Bild‘ von jener Natur, die in ihrem Kernbestand bedroht erscheint, nämlich in ihrer definitorischen Qualität desjenigen Seienden, das menschlichem Handeln entzogen ist und das existenzverbürgend wie -regulierend der menschlichen Sozietät und deren Mitgliedern ‚gegenübertritt‘. Wie denn nun der Bezug menschlichen Daseins, jenseits des körperlichen Stoffwechsels und der organisierten, manipulativen Aneignung von Natur-

---

zentrische Grundannahme auch noch in streng anthropozentrischen Entwürfen moderner *environmental ethics*: Wo nicht ein krass instrumenteller Naturbezug gesetzt wird – der Umgang mit Natur werde allein von Abwägungen menschlicher Nutzungsmöglichkeiten bestimmt, so dass auch die Vision eines völlig naturfremden, vom Nutzenkalkül gelenkten ‚Umbaus der Natur‘ legitimierbar sei –, findet sich immer ein Grenzen setzendes Kriterium der ‚Naturverträglichkeit‘ menschlichen Handelns. Der Rückgriff auf ein Kriterium jenseits menschlicher Handlungszusammenhänge, im ‚Selbsterhaltungsprinzip‘ des Naturganzen, wie unvollständig auch immer der menschlichen Erkenntnis zugänglich, löst sich auch im unendlichen Regress auf das gattungsbedingte Interesse dieser Selbsterhaltung nicht auf. Die inzwischen weit ausgreifende und stellenweise höchst subtile Debatte über die philosophischen Grundlegungen zeitgemäßer Ethiken des Naturbezugs kann ich hier nicht aufnehmen.

bestandteilen, zu jenem ‚Anderen‘<sup>4</sup> einer menschlicher Verfügung entzogenen Natur vorzustellen sei, ist schon in den eurozentrischen Debatten umstritten<sup>5</sup> und wird in der interkulturellen Betrachtung vollends problematisch. In den dominanten neuzeitlich-abendländischen Konzepten, aus denen sich selbstredend das aktuelle Naturschutzdenken speist, wird der auch normativ wirksame Idealzustand einer Natur, die ihrem eigentlichen Begriff entsprechend erscheint, von der kategorischen Differenz zwischen menschlich bewirkten und ‚natürlich regulierten‘ Prozessen her entworfen.

In diese Differenz ist eine lebensnotwendige Dialektik eingeschlossen: Nicht erst die ‚modernen‘ Menschen müssen, um die Individuen wie die Sozietäten (es heißt vorschnell: die Gattung) zu erhalten, nicht bloß die Ergebnisse von Naturvorgängen ergreifen, sondern spätestens seit der so genannten Neolithischen Revolution in die Naturprozesse eingreifen,<sup>6</sup> um

---

<sup>4</sup> Auch in wissenschaftlichen Erörterungen ist die Großschreibung Mode geworden, um mit dem unbestimmten Pronomen die Qualitäten der Eigenständigkeit, Fremdheit, Wirkmächtigkeit und der herausfordernden Differenz zu signalisieren.

<sup>5</sup> Beispielhaft dafür können die Polemiken zwischen Vertretern einer letztlich kantianisch angelegten Naturästhetik (etwa Seel 1991 und Seel 2000) und einer ‚Asthetik‘ im Gefolge der Neuen Phänomenologie (etwa G. Böhme 1989, 1995 und 2001) stehen, aber auch die Kontroversen um Tiefenökologie (vgl. Devall/Sessions 1985; Gottwald/Klepsch 1995; Zimmerman 1993 und 1994) und um feministische Ökologie (vgl. Merchant 1987; MacCormack/Strathern 1980; Warren 1994 und 1997).

<sup>6</sup> Inzwischen ist die traditionelle Vorstellung von der so genannten Neolithischen Revolution teilweise ins Wanken geraten. Dass die aktive und gezielte Bearbeitung von Naturkomplexen, die auf eine relative Stabilität ausgerichtete ‚Umorganisation‘ natürlicher Energieflüsse und Reproduktionsvorgänge erst mit der gesellschaftlich tragfähigen Ausformung von ‚Ackerbau und Viehzucht‘ – modellbildend wohl in den frühen mesopotamischen Kulturen – entwickelt worden sei, diese Hypothese muss offenbar in mehrerer Hinsicht revidiert werden. Dazu gehört auch eine tief greifende Korrektur unserer Bilder von den ‚Jäger- und Sammler-Kulturen‘ – etwa die moderne Ethno-Botanik zwingt uns zu der Einsicht, dass vorgeblich nur als Jäger und Sammler lebende Völker zum Beispiel im südamerikanischen Urwald mit einem unerhört differenzierten Wissen ihre natürliche Umwelt aktiv und planmäßig bearbeitet, ja zum Teil regelrecht umgestaltet haben (vgl. nur die Hinweise bei Suchanek 2001, 79 ff.). Zu den Konstrukten der Jäger- und Sammler-Gesellschaften und zur Etablierung von Ackerbau und Viehzucht siehe Sieferle (1997, 28 ff., 53 ff.); dort auch Ausführungen zu den Energiebilanzen und ihren kulturellen Bedeutungen.

durch Arbeit bestimmte, ziemlich komplexe Wirkungszusammenhänge der ‚vorgefundenen Natur‘ zu ihren Gunsten zu verändern – ob nun der evolutionären Logik ihrer Ausstattung als Naturwesen oder einer ebenso evolutionär verstehbaren psycho-physischen ‚Deformation‘ folgend.<sup>7</sup> Dieses Eingreifen in die Naturvorgänge, dieses Manipulieren (im Wortsinn) des Naturgegebenen konstituiert aber erst, in der Naturvorstellung, das Wesentliche der Differenz. Nicht von ungefähr macht ja Aristoteles in einem legendären Beispiel den ontologischen Unterschied an der Gegenüberstellung eines Resultats menschlicher Arbeit (Bett), das sich nicht ‚von selbst‘ verändern kann, und einem als Rohstoff nutzbaren Naturding (Weidenholz) klar, das von sich aus gemäß den natürlichen Entwicklungspotentialen und Regulationsprinzipien wächst (Knobloch 1981, 22).

Dass sich das Selbsterhaltungs- und Selbstregulationsprinzip von Natur, wo sie ihrem Begriff entspricht, primär aus dem Gegenüber zu menschlichem Handeln beziehungsweise zu der auf diesem Handeln beruhenden Existenz bestimmt, verleiht also der ‚Negation von Arbeit‘ in unserem vorherrschenden Naturkonzept mehr als bloß illustrativen Charakter: Natur erscheint in einem doppelten Sinn von einem Verhältnis her gefasst, das in der manipulativen Aneignung fußt, in Arbeit als der Form wie dem Energieprinzip des ‚menschlichen Stoffwechsels mit der Natur‘.<sup>8</sup> Sie ist unab-

---

<sup>7</sup> Die teilweise grotesken Spielarten einer evolutionsbiologisch perspektivierten Erörterung über die Menschheitsentwicklung und über die Folgen der jetzt von der abendländischen Zivilisation dominierten Naturaneignung (zwei illustrative Beispiele: Löbsack 1983 und Horstmann 1985) entwerfen nicht die Frage nach der ‚natürlichen Ermöglichung‘ der inneren Dynamik neuzeitlicher Naturaneignung und -zerstörung bzw. -transformation.

<sup>8</sup> Die Marx’sche Formel (dazu besonders Schmidt 1974) ist darin der bürgerlichen Ökonomie eingebunden, in deren Kritik sie zentral wird, dass die Metapher auch dort noch rein ‚stofflich‘ gedacht wird, wo Arbeit gleichzeitig ‚Arbeit des Menschen an sich selbst‘ ist (Entfaltung der Bedürfnisse, gesellschaftliche Organisation usw.). Dass sich die Menschen durch Handlungen, die von bestimmten Fassungen des Begriffs aus sehr wohl als Arbeit verstanden werden können, das heißt gleichfalls als ‚energetische Veränderungen der Naturzustände‘, auch in anderer Weise auf Natur beziehen, als es der klassische Arbeitsbegriff der bürgerlichen Ökonomie vorsieht, Dimensionen also einer nicht-stofflichen Aneignung bzw. eines Austauschs auch durch Arbeit können wir schwer in unsere Begrifflichkeit integrieren. Man denke etwa an die Vorstellungen von Energieflüssen oder von ‚Transsubstantiationen‘ in anderen Kulturen. Eine Anthropolo-

dingbar Gegenstand der Aneignung, muss in einem kulturell und historisch bestimmten Maß für das Ergreifen durch menschliches Handeln zur Verfügung stehen, konstituiert sich als Gegenstand aber erst eigentlich dadurch, dass sie das Prinzip des Nicht-Verfügbaren repräsentiert, das nur den ihr innewohnenden Kräften und Regulierungen gehorcht.

Diese Dialektik scheint bekanntlich an dem Doppelgesicht auf, das in der abendländischen Kulturgeschichte (und darüber hinaus) an Natur erkannt wird: Sie ist das Lebenspendende und -sichernde, insbesondere indem sie ‚zuhanden‘ ist, und wird zugleich als das Bedrohende und Lebensgefährdende wahrgenommen, das mit der Dynamik der Naturprozesse ‚keine Rücksicht‘ auf menschliches Leben nimmt. Seit dem 19. Jahrhundert und in der neueren Ökologiebewegung zumal kehrt sich in wichtigen Diskursen die Wertigkeit dieser Dialektik um: Die ‚Erfolge‘ einer manipulativen Aneignung von Natur werden als Bedrohung der Lebensmöglichkeiten gesehen, und die Unberechenbarkeit von Naturprozessen bekommt trotz aller Gefährdungspotentiale eine tendenziell lebensrettende Qualität, indem Einsichten in und Rücksichtnahmen auf die Naturbindung gesellschaftlichen Daseins regelrecht erzwungen werden. Erst auf dieser Umpolung einer in ihrer Struktur nicht aufgehobenen Dialektik kann ein Denken erwachsen, das Natur, wo sie diesen Namen verdient, vor menschlicher Praxis, ja vor der Anwesenheit von Menschen geschützt wissen will.

Axiomatisch bleibt eine Auffassung von Natur, die ein komplexes Ganzes stofflicher Erscheinungen und ‚lebendiger Prozesse‘ kategorial von menschlicher Praxis geschieden sieht. Natur im eigentlichen Sinne soll zwar ‚ohne Menschen‘ gedacht werden, ist aber unhintergebar auch in dieser definitorischen Qualität ‚für die Menschen‘ da.<sup>9</sup> Es wäre billig, mit kriti-

---

gie der Arbeit bedarf in dieser Hinsicht noch eingehender Erörterungen (vgl. Bröckling/Horn 2002 und Sieferle 2002).

<sup>9</sup> Damit ist hier nicht gemeint, dass es in philosophisch-systematischer Hinsicht keinen nicht-instrumentellen menschlichen Naturbezug geben könne. Der Akzent liegt vielmehr darauf, dass im Naturbegriff selbst unaufhebbar, und sei es eben *ex negativo*, ein ‚gelebtes‘ Verhältnis des Menschen zu dem ‚Anderen‘ gedacht wird, das wir Natur nennen. Die Dialektik wird dort zur ‚Falle‘, wo ihre konkrete historische – wirtschaftlich-technische, soziale, kulturelle – Ermöglichung geleugnet wird, als stünde es uns frei, eine ‚Natur ohne Menschen‘ (d. h. eine ganz und gar ‚für sich seiende Natur‘) nicht nur zu denken, sondern sozusagen zu leben. Für die Gewalt, die aus solcher Negation einer fundamenta-

scher Häme auf die Aporien zu zeigen, in die von solchen inneren Ambivalenzen aus dominante Naturschutzdiskurse münden, wenn aus ihnen politische und administrative Praxis abgeleitet werden soll. Über die Begründbarkeit und genaue Geltung zum Beispiel eines Betretungsverbots für so genannte Kernzonen von Schutzgebieten, jene Areale also, in denen Natur tatsächlich ‚ganz sich selbst überlassen‘ sein soll, wird seit Jahrzehnten gestritten.

Allzu leicht ist man versucht, die Krisen gebärende Dialektik, die sich in unserem Naturverständnis anzeigt, in eine schlichte Zweiheit des ‚einander Befruchtenden‘ aufzulösen, so als ließen sich zwei je für sich legitime und notwendige Modi menschlichen Naturbezugs ausmachen, die einander nicht auf fatale Weise bedingen und nicht wechselseitig ihre gefährdende ‚Negation‘ mit produzierten. Diese beiden Modi werden, sehr vereinfacht, im instrumentellen Naturbezug einerseits gesehen, der auf die lebensnotwendige Nutzung des natürlich Gegebenen aus ist und die Möglichkeiten von Vernutzung und Destruktion einschließt, andererseits im praxisfernen, nur ‚anschauenden‘ Verhältnis zu den Naturerscheinungen, am reinsten ausgeprägt in der ästhetischen Wahrnehmung von Natur, die im handlungsentlasteten Bezug auf die Phänomene deren ‚Gewahrwerden‘ reflektiert<sup>10</sup> – wobei aus solcher Reflexion durchaus Vorsätze und Maximen für instrumentelles Handeln an der Natur abgeleitet werden könnten.<sup>11</sup> Nun sind beide Modi, lässt man sich einmal auf die vergrößerte Basisunterscheidung ein, nicht nur kultur- und sozialgeschichtlich von ihrer Entstehung her un-

---

len Dialektik entstehen kann, liefert die Naturschutzgeschichte mit der Einrichtung von Wildnis-Reservaten erschreckende Beispiele (polemisch dazu Suchanek 2001).

<sup>10</sup> Die grundlegende Unterscheidung wird ja auch nicht aufgehoben, wenn die angeschaute Natur eine durch menschliche Praxis „problematisch“ gewordene ist, wie Martin Seel sie als den Schauplatz eines besonderen „ästhetischen Interesses“ erklärt (Seel 1991, 25).

<sup>11</sup> Ob eine veränderte Bestimmung des ästhetischen Naturbezugs, die eine Gesamtheit der leiblich-sinnlichen Wahrnehmung als eine ‚Korrespondenz‘ mit der aktuell erfahrenen ‚Präsenz der Naturerscheinungen‘ zugrunde legt, so wie besonders Gernot Böhme es vorschlägt (vgl. G. Böhme 1989; 1995; 2002; G. Böhme/Schiemann 1997), eine Vermittlung zu instrumentellem Handeln an Natur herstellen kann, bleibt vorläufig sehr zweifelhaft.

auf löslich miteinander verkoppelt.<sup>12</sup> Sie sind auch konzeptionell miteinander verklammert, und keineswegs nur dadurch, dass seit dem späten 18. Jahrhundert das Konzept eines ästhetischen Naturbezugs als ein kritischer Gegenentwurf ‚in utopischer Absicht‘ zum entfalteten rationalistisch-instrumentellen Naturverhältnis verstanden wird. Vielmehr geht in die definitorische Gründung der ‚ästhetischen Einstellung‘<sup>13</sup> auf ein handlungsentlastetes Verhältnis zu den Phänomenen, so auch den Naturerscheinungen, gewissermaßen als Leerstelle ein, was ihre gesellschaftliche Ermöglichung in der instrumentellen Naturnutzung ausmacht. Dies an einem historischen Punkt zu zeigen, an dem die ‚Spaltung‘ des Naturbezugs noch nicht – nachaufklärerisch – aus einer dominanten Subjektphilosophie verdrängt und verbannt wurde, ist eben meine Absicht.

## 2 Unterscheidungen von Praxisformen in einem Umgang mit zu schützender Natur

Mir geht es darum zu rekonstruieren, welche Vorstellungen am Werke sind, wo normativ eine Natur entworfen wird, die nur dort ganz Natur ist, wo menschliches Handeln, ja menschliche Präsenz von ihr fern gehalten wird.<sup>14</sup>

---

<sup>12</sup> Die Bände über die Genese des neuzeitlich-abendländischen ästhetischen Naturbezugs füllen Regale. Oft wird diese Geschichte von der Entwicklung der europäischen Landschaftsmalerei aus, als der Ikonographie einer symbolisch eingesetzten, praxisentlasteten Naturwahrnehmung, entworfen. Auch dort, wo die soziale und kulturelle Ermöglichung solcher Wahrnehmungsweisen aus einer Aneignung fortgeschrittener technisch-instrumenteller Naturnutzung durch urbane ‚Eliten‘ thematisiert ist, wird – so weit ich zu sehen vermag – die Einschreibung solchen Ermöglichungsgrundes in die ästhetische Haltung selbst nicht erörtert.

<sup>13</sup> Dieser Begriff Pierre Bourdieus soll darauf hinweisen, dass es um eine sozial bedingte und funktionale Praxisform geht, nicht bloß um eine erkenntnis- und wahrnehmungstheoretische Kategorisierung (vgl. Bourdieu 1972).

<sup>14</sup> Dass solche Natur allein durch ihre Verschließung ein kulturelles Konstrukt ist, kann man zwar naiven Naturschutz-Argumentationen vorhalten (vgl. Sieferle 1997, 18 f.). Der zugrunde liegenden Dialektik entkommt man aber auch nicht, wenn man ein ‚Ende der Natur‘ im Sinne klassischer Naturvorstellungen postuliert (siehe etwa McKibben 1989, dessen Grundfigur Sieferle aufnimmt).

Ich gehe dabei zunächst den Weg, die Kompromisse abzuklopfen, zu denen konkrete Naturschutzpraxis im Hinblick auf das normative Optimum des Schutzes sich genötigt sieht. Leitend bleibt die Frage, welche Konzepte einer ‚Natur jenseits von Arbeit‘ sich ausmachen lassen und welche Gestalt des Naturbezugs von dort aus entworfen wird, wo Natur als Inbegriff ihrer selbst jeder aneignenden Verfügung, ja Erreichbarkeit entzogen sein soll und doch in eben dieser buchstäblichen Exklusivität etwas ‚für die Menschen bedeutet‘.

Wenn man sich nun genauer anschaut, welche Formen „menschlichen Handelns“ (Stock u. a. 1996, 362) in der zu schützenden Natur primär gemeint sind, sofern sie am Zielloptimum „Natur sich selbst überlassen“ abwägend gemessen werden, dann erkennt man eine aufschlussreiche Unterscheidung. Ganz ausgeschlossen werden sollen „diejenigen menschlichen Eingriffe, die die natürliche Dynamik nachhaltig beeinflussen“, für das beispielhaft betrachtete Gebiet des Wattenmeers also vor allem Eindeichungsmaßnahmen, Dammbauten, Ausbaggerungen und Ähnliches (Stock u. a. 1996, 363). Prinzipiell ausgeschlossen, nur im Einzelfall mit genau begrenzten und kontrollierten Festlegungen zugelassen werden politisch, ökonomisch und sozial nicht abweisbare „Ressourcennutzungen“ wie zum Beispiel Fischerei und Tourismus. Aber für die ‚Kernzonen‘, in denen die größtmögliche Annäherung an die Zielvorgabe erreicht werden soll, werden auch solche eingeschränkten Nutzungen nicht erlaubt.

Dass auch ‚pflegende Eingriffe‘ im Sinne des traditionellen Biotop- und Artenschutzes abgelehnt werden, wie sie nicht zuletzt den Erhalt älterer Kulturlandschaften einschließen, diese Maßgabe neueren Prozessschutz-Denkens verlangt eigentlich eine einlässlichere Erörterung. Denn inzwischen hat sich ein rigides Prozessschutz-Konstrukt nicht nur in der Naturschutzpraxis relativiert – schon dadurch, dass mit dem Aufrechterhalten förderlicher ‚Randbedingungen‘ Entscheidungen und Maßnahmen notwendig werden, die zumindest mittelbar Eingriffe in die ‚sich selbst überlassene Natur‘ bedeuten. Auch die genauere Betrachtung der Zielvorstellungen, die in das Postulat der durch Abschirmung menschlicher Präsenz sich prozesshaft selbst steuernden Naturensembles eingehen, erweist dieses Modell für Naturschutz als ein vielleicht politisch nützliches, aber theoretisch wie praktisch nicht haltbares Konstrukt. Zu offenkundig gehen zeitbedingte und

kulturell höchst problematische, letztlich teleologische Annahmen und Vorgaben in das Bild der sich frei entwickelnden Ökosysteme ein.<sup>15</sup> Die von den Zielannahmen her dann erwogenen, zumindest indirekten Steuerungsmaßnahmen zeitigen zum Teil paradoxe Konsequenzen, auf die ich mich nicht des Näheren einlassen kann (vergleiche etwa Jax 2001).

Ich richte meine Aufmerksamkeit hier auf diejenige Unterscheidung, die den Leitbild- und Begründungsangaben zwar nicht ausdrücklich, aber unmissverständlich eingeschrieben ist. Denn es werden, gemessen an der Zielvorstellung, klar negativ definierte Formen menschlichen Handelns in und an der Natur von tendenziell positiv gewerteten abgesetzt. Über den Begriff der ‚Störung‘ von und der ‚menschlichen Einflussnahme‘ auf natürliche Prozesse negativ gekennzeichnet sind alle „Eingriffe“, die im weitesten Sinn mit der Existenzsicherung und der materiell-wirtschaftlichen Entfaltung menschlichen Lebens verbunden sind. Zumindest grundsätzlich positiv bestimmt werden drei davon abgesetzte Formen menschlicher Praxis: die wissenschaftliche Betrachtung, die „Erholung und Erbauung“ sowie das „Erleben, Verstehen und Vermitteln von ethischen Normen“ durch Naturwahrnehmung (Stock u. a. 1996, 356 f.). Denn diese drei Praxisformen sollen ‚starke Begründungen‘ für die Zielangaben liefern: „Unbeeinflusste Natur“ erlaube mit der „vergleichenden Betrachtung“ die unerlässliche Erforschung von ‚Referenzzuständen‘; sie ermögliche Sinneserfahrungen, die unabdingbar seien „für unsere seelische Gesundheit“; und sie eröffne die ‚Anschauung‘, die das Erfordernis von „ethisch moralischen oder religiösen Werten“ für den Naturbezug einsichtig mache (Stock u. a. 1996, 356).

Es mag auf den ersten Blick riskant erscheinen, diese wertende Unterscheidung zwischen verschiedenen Formen menschlicher Praxis im Verhältnis zu einer „möglichst sich selbst überlassenen Natur“ über den Begriff der ‚Arbeit‘ zu erfassen, wie ich es im Folgenden versuche. Ich denke aber, dass man über diesen Begriff einen Zugang nicht nur zu zentralen Prämissen des neueren Naturschutzgedankens findet, sondern zu unserem Naturverständnis überhaupt. Zunächst formuliere ich einmal ziemlich unpräzise, die drei im Begründungszusammenhang des Naturschutzziels positiv kon-

---

<sup>15</sup> Dazu unter evolutionstheoretischen Fragestellungen Potthast (1999, 194 ff.). Zur Auseinandersetzung mit Prozessschutzkonzepten vor allem Scherzingers siehe Ziegler (2002, besonders 77 ff.).

notierten Handlungsweisen seien als ‚Nicht-Arbeit‘ definiert. Die Behauptung wird für zwei der genannten ‚Zugänge‘ zu ‚unbeeinflusster Natur‘ schon etwas fester, wenn ich darauf hinweise, dass ‚Erholung und Erbauung‘ und ‚Einsicht in das Erfordernis ethischer Normen‘ Ableitungen aus dem klassisch gefassten, ästhetisch-reflexiven Modus des Naturbezugs sind – nicht von ungefähr entwirft eine der bedeutenden jüngeren Naturästhetiken, die Martin Seels, das ästhetische Verhältnis zu Natur als die Eröffnung einer ‚Ethik des guten Lebens‘ (Seel 1991, 31).

Seel definiert, letztlich gut kantianisch, den ästhetischen Naturbezug mit drei historisch entwickelten ‚Grundmodellen‘:

„Das erste versteht die schöne Natur als Ort der beglückenden Distanz zum tätigen Handeln. Das zweite begreift die schöne Natur als Ort des anschaulichen Gelingens menschlicher Praxis. Dem dritten erscheint die schöne Natur als bilderreicher Spiegel der menschlichen Welt.“ (Seel 1991, 18)

Basis aller drei Formen ästhetischer Wahrnehmung ist die Entlastung von, ja die Distanz zu ‚tätiger‘ Aneignung von Natur, zu ihrer wie immer gearteten lebensweltlichen Bearbeitung.<sup>16</sup> ‚Arbeit‘ – in einem noch zu bestimmenden Sinn – konstituiert *ex negativo* das ästhetische Verhältnis zu Natur. Das erscheint uns so selbstverständlich, dass wir uns allenfalls mit den Qualitäten dieses ästhetischen Naturbezugs beschäftigen, nicht aber mit der allemal mitgedachten Bestimmung aus der Abwesenheit von Arbeit. Aber

---

<sup>16</sup> In der pointierenden Einleitung zu seiner Ästhetik gibt Seel zu bedenken, dass es in unserer abendländischen Kultur, der ‚bürgerlich‘-neuzeitlichen zumal, keine einheitliche Theorie der Natur gebe, keine „für die unterschiedlichen Bereiche des menschlichen Naturverhältnisses“ gleichermaßen gültige Bestimmung von ‚Natur‘ (Seel 1991, 13). „Seit dem Auftritt der neuzeitlichen Wissenschaft ist keine einheitliche Natur mehr da, die zum Anhaltspunkt einer geschlossenen Theorie des Daseins in und mit Natur werden könnte.“ (ebd.) Die verschiedenen Dimensionen der Natur „sind nicht anders gegeben als durch die Arten unserer Beziehung auf, unserer Begegnung mit, unserer Unterscheidung von ‚Natur‘“ (ebd.). Es wird zwar konzediert, dass die Naturbegriffe (d. h. die praktisch wirksamen Naturverhältnisse) „nicht einfach nebeneinander stehen“ (ebd.) – aber die Frage, ob und wie denn womöglich eins das andere bedinge, wie die Naturbezüge gerade ihre ‚Abstraktionen‘ einander wechselseitig einschrieben und ob es nicht sehr wohl eine gesellschaftlich organisierte Dominanz, ein Hegemonieprinzip „in diesen differierten Verhältnissen“ gebe, diese über unser Wohl und Wehe entscheidende Frage bleibt suspendiert.

eben diese Bestimmung hat, wie wir sehen werden, Folgen bis ins buchstäblich Innerste der ästhetischen Wahrnehmung.

Nun scheint der negative Bezug auf ‚Arbeit‘ für die dritte der oben zitierten Praxisformen, die wissenschaftliche Betrachtung und Erforschung, nicht ohne weiteres gültig. Aber man muss gar nicht auf die bei uns immer noch vorherrschende gesellschaftliche Institutionalisierung von Wissenschaft, in den staatlichen Universitäten und den öffentlich finanzierten Forschungseinrichtungen, verweisen, um einsichtig zu machen, dass Wissenschaft als ‚Praxis‘ von ihrer aufklärerisch-bürgerlichen Bestimmung her auf der Suspendierung von ‚Arbeit‘ beruht, zumindest mit Rücksicht auf einen an Güterproduktion oder Leistungsaustausch ausgerichteten Arbeitsbegriff.<sup>17</sup> Auch wenn wissenschaftliche Praxis sich handlungstheoretisch oder in mancher Hinsicht ökonomisch durchaus als ‚Arbeit‘ fassen lässt und selbst wenn zum Beispiel das Experiment einen direkt handgreiflich-praktischen Eingriff in Natur darstellt, so gilt sogar für so genannte angewandte Forschung, dass ein grundlegender Abstand zu lebensweltlich-instrumenteller Bearbeitung von Natur gewahrt bleibt.<sup>18</sup>

Ohne dass es argumentativ eine Rolle spielte, legitimiert sich Wissenschaft genau von diesem Abstand zu ‚Arbeit‘, wo sie nicht nur die Lizenz in Anspruch nimmt, die ‚möglichst unbeeinflussten Naturvorgänge‘ zu

---

<sup>17</sup> Vgl. die Erörterung unterschiedlicher Arbeitsbegriffe bei Krebs (2002, 23 ff.). Eine systematischere Theorie und Entwicklungsgeschichte der Arbeit liefern auch die neueren Sammelbände von Bröckling/Horn (2002) und Baecker (2002) nicht. Das liegt weniger an der ‚Transformation‘ klassischer Arbeitsformen und gesellschaftlicher Strukturen in der so genannten postmodernen Gesellschaft, eher an dem mehr oder weniger einvernehmlichen ‚Abschied von den großen Theorien‘, in denen die (zum Beispiel ökonomische oder anthropologische) Bestimmung von Arbeit ein wesentliches Moment ausmachte.

<sup>18</sup> Mit meinem Argument ziele ich auf die zweifellos nach wie vor dominante Auffassung vom naturwissenschaftlichen Bezug zu Natur. Dass heute zunehmend die historisch verdrängten ‚Alternativen‘ erörtert werden, soll nicht unterschlagen sein (vgl. nur G. Böhme/Schiemann 1997; H. Böhme 1988; Hauskeller u. a. 1998 sowie die Disparates versammelnden Bände Wilke 1994 und Dürr/Zimmerli 1991). Auch die Bände zu einer theoretischen Fassung der ‚Natur der Naturwissenschaften‘ sind Legion. Statt des Hinweises auf die ‚Großschriften‘ der neueren Diskussion möge hier die Nennung einiger eher unkonventioneller Beiträge stehen: G. Böhme/Schramm (1985); von Gleich (1989); Grätzel (1997); Gierer (1998).

erforschen, sondern wo eben die Forschung an ‚sich selbst überlassener Natur‘ eine wesentliche Begründung für den gesellschaftlich durchzusetzenden Schutz solcher Natur abgibt. Nur indem wissenschaftliche ‚Arbeit‘ (zunächst) von jeder lebensweltlich-instrumentellen Bearbeitung der Natur kategorial geschieden ist, kann sie das Erfordernis, Natur ‚möglichst sich selbst zu überlassen‘, von ihrem Naturbezug her, und damit von ihrem ‚Interesse‘ aus, zu legitimieren suchen – und erst sekundär geht die wissenschaftliche Erkenntnis in lebensweltlich-instrumentelles Handeln ein.

Für diese Positionierung von Wissenschaft in neueren Naturschutz-Konzepten liefert Aldo Leopold, einer der Kirchenväter des modernen Naturschutzes, in seinen Schriften schöne Beispiele, wenn er erläutert, wie Erkenntnisse an ‚ungestörter Natur‘, als einem durchaus utilitaristisch verstandenen Referenzzustand, sozusagen als Abfallprodukt dann förderliche ‚Anwendungen‘ für die Ressourcennutzung an Natur ergeben. Leopold fasst seine Beispiele mit der Folgerung zusammen: „In vielen Fällen wissen wir buchstäblich nicht, was gesundes Land zu leisten imstande ist, bevor wir nicht auch ein Wildnis-Gebiet haben, das wir mit dem kranken Land vergleichen können.“ (Leopold 1992, 145) Auch wenn die Fragen, denen sich Forschung an ‚wilder Natur‘ widmet, durchaus anwendungsbezogen aufgekommen sein mögen, so gilt doch der wissenschaftliche Bezug auf diese Natur als klar getrennt von nutzungsorientierter Bearbeitung. Wenn so aus den Prinzipien wissenschaftlicher Erkenntnis eine legitimatorische Funktion für die Konzepte eines Schutzes ‚sich selbst überlassener Natur‘ abgeleitet werden soll, lässt sich die darin enthaltene ‚Negation von Arbeit‘ auch als eine Abspaltung, ja als eine Verdrängung interpretieren, mit der das Abgespaltene nur umso unbeherrschbarer wieder hervortritt – die heillosen Debatten über die ‚Verantwortung der Naturwissenschaftler für die praktischen Folgen ihres Tuns‘ sind ein Widerschein davon.

Aber ich habe Aldo Leopold eigentlich gar nicht bemüht, um die Rolle von (Natur-)Wissenschaft im Naturschutzdenken zu betrachten; Leopold ist ein begnadeter ‚Vereinfacher‘, dessen Bedeutung für die Naturschutz-Diskurse in den USA und weit darüber hinaus zu immer neuen Erörterungen Anlass gibt (vergleiche Nash 1982, 182 ff.; Callicott 1987; Callicott/Nelson 1998). Seine beinahe unbekümmerte Formulierung dient mir nur als illustrativer Hinweis darauf, dass auch der wissenschaftliche Bezug auf ‚ungestörte Natur‘ sich, unausgesprochen, aus der Abwesenheit von ‚Arbeit‘ in einem spezifischen Sinn versteht. Diese allemal vorausgesetzte

Negativ-Bestimmung teilt die wissenschaftliche Praxis mit der ästhetischen, im Verhältnis zu ‚freier‘,<sup>19</sup> insbesondere zu ‚wilder‘ Natur.

### 3 Die ‚Negation von Arbeit‘ in der ästhetischen Einstellung

Ich wende mich dieser ästhetischen Praxis zu und fasse dabei durchaus die drei ‚Modelle‘, die drei Modi der ästhetischen Naturwahrnehmung zusammen, die Martin Seel unterscheidet. Und ich setze erneut mit Aldo Leopold an, dem man zwar zu Recht nachsagt, dass er kein ‚systematischer Denker‘ sei,<sup>20</sup> der aber mit einer erfrischenden sprachlichen Prägnanz Gedanken formuliert, die schon allgemeines Gut philosophischer Entwürfe waren oder es geworden sind. Mit dem Begriff der ‚Wahrnehmung‘ fasst Leopold die verschiedenen Weisen zusammen, mit denen Natur ‚betrachtet‘ werden kann: sei es genießendes Anschauen, sei es staunendes, einfühlendes, ja ehrfürchtiges Verstehen, sei es auch wissenschaftliches Erkennen, so weit es noch ‚empfindungsgesättigt‘ ist (Leopold 1992, 118 ff.). Von einer so gefassten Wahrnehmung schreibt Leopold: „Die hervorstechendste Eigenschaft der Wahrnehmung ist, daß sie keinen Verbrauch und keine Schwächung der Natur nach sich zieht.“ (Leopold 1992, 118) Der Satz steht übrigens in einem Essay unter dem Titel *Naturschutz-Ästhetik*.<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Seel argumentiert, bei der Vorstellung von ‚freier‘ als vom Menschen unbeeinflusster Natur werde ein „Skalenausdruck“ benutzt, „dessen Bedeutung erlischt, sobald er die beiden Enden der Skala berührt. Absolut frei wäre allein die Natur, zu der kein Mensch je die Distanz aufgebracht hätte, die es zur ästhetischen Anschauung braucht. Und absolut unfrei wäre allein die Natur, die technisch so zugerichtet wäre, dass kein Mensch länger da wäre, der die lebenswichtige Distanz zur Natur aufbringen könnte.“ (Seel 1991, 27) Generell denkt die (in gewissem Sinn metaphorische) Bestimmung von ‚freier‘ Natur ihre Abgrenzung von menschlicher Praxis immer mit. Die sozial- und kulturgeschichtliche Konkretion dieses Sachverhalts kann ich hier nicht behandeln; sie gehört in die Real-, nicht Ideengeschichte des US-amerikanischen wie des deutschen Wildnis-Konzepts.

<sup>20</sup> Über die oben genannte Literatur hinaus etwa Oelschlaeger (1991, 205 ff.) oder Nash (1987) sowie die Beiträge in Callicott (1987).

<sup>21</sup> Zu Leopolds Naturästhetik vgl. Callicott (1987a).

Sinnfälliger lässt sich kaum ausdrücken, dass Wahrnehmung von Natur – vorrangig von ‚wilder‘ oder wenigstens ‚freier‘ Natur – in den maßgeblichen Diskursen *ex negativo* durch die Distanz zu ‚Arbeit‘ als lebensweltlich-instrumentellem Handeln an Natur<sup>22</sup> bestimmt wird. Auch das ist uns so selbstverständlich, dass es keiner einlässlicheren Reflexion zu bedürfen scheint. Ästhetische Praxis als ein spezifischer Naturbezug gilt uns, programmatisch spätestens seit dem deutschen Idealismus, geradezu *a priori* bestimmt durch ‚Zweckfreiheit‘ der Wahrnehmung und Urteilsbildung, was das Absehen von einem lebensweltlich-instrumentellen Interesse übersetzt, das auf „Verbrauch“, letztlich auf Aneignung von Natur durch Arbeit zielt.

Ich kann an dieser Stelle nicht näher darauf eingehen, dass diese grundlegende, bürgerlich-neuzeitliche Qualifizierung von ästhetischer Praxis gegenüber Natur ihre vermeintliche Unschuld – eine immer wieder als ‚retende‘ gepriesene Alternative zum instrumentellen Handeln, zur ‚Vernut-

---

22

Diese vage Bestimmung bedarf selbstverständlich nach verschiedenen Seiten der Explikation. Zu erörtern wäre etwa, ob die Bestimmung eines ‚zweckgebundenen, zielgerichteten Handelns zur Sicherung der lebensweltlichen Reproduktion‘ – ein solches hat es zu allen Zeiten einer menschlichen Existenz gegeben – erst dann sinnvoll mit dem Arbeitsbegriff operieren kann, wenn das Handeln sich auf eine permanente, ‚mühevoll‘e Aufrechterhaltung einer zum Zweck der Nutzung veränderten natürlichen Umgebung richtet. Sieferle plädiert deshalb dafür, den Begriff der Arbeit historisch erst ab der Etablierung agrarischer Gesellschaften anzusetzen, die zwischen solcher Aufrechterhaltung eines labilen, anthropogenen, ökologischen Gleichgewichts‘ und anderen Formen organisierten gesellschaftlichen Handelns zu unterscheiden erlauben bzw. zwingen (Sieferle 2002, 128). In diesem Sinne behalte ‚Arbeit‘ immer, auch in noch so weit transformierter Form der hoch arbeitsteiligen und technisierten Gesellschaften, einen sozusagen ökologisch wirksamen Kern, der die Sicherung einer anthropogen ‚umgestalteten‘ Naturbasis menschlicher Existenz bedeutete. Sieferle diskutiert die mit der agrarischen ‚Umgestaltung‘ der Naturbasis einsetzende Entwicklung vorrangig im Hinblick auf die energetischen Prozesse (Sieferle 2002, 119 ff.). Der Ansatz erlaubt es aber auch, an den im genaueren Sinn agrarischen Kulturen und deren Fortentwicklung den ‚Ursprung‘ einer Entgegensetzung von ‚selbsttätiger Natur‘ und menschlicher Arbeit zu erörtern: Er entsteht aus dem Zwang, die ‚kultivierten‘ Areale und Naturbestandteile gegen den ‚Rückfall‘ in einen ungesteuerten Naturzustand zu sichern, sie „mit einem erheblichen Aufwand in ihrem künstlichen Zustand“ zu halten (Sieferle 2002, 128).

Solche zivilisations- und umweltgeschichtlichen Überlegungen können ihrerseits als ein Beitrag dazu verstanden werden, die konzeptionellen Folgen einer „vermeintlichen ökonomischen Eindeutigkeit“ des Arbeitsbegriffs in der bürgerlichen Ökonomie und ihrer Kritik aufzulösen (Baecker 2002, 218).

zung‘ von Natur zu bieten – einer Abspaltung verdankt: Die lebensnotwendige, ‚verbrauchende‘ Aneignung von Natur, der menschliche ‚Stoffwechsel mit Natur durch Arbeit‘ wird als ausgelagerter allemal vorausgesetzt.<sup>23</sup> Erst auf der Basis einer gesicherten und ‚anderswo‘ bewerkstelligten Verwertung von Natur, zur Gewährleistung des ‚alltäglichen Überlebens‘ auf der erreichten Entwicklungsstufe, eröffnet sich der ästhetischen Praxis der nicht-instrumentelle Naturbezug; dieses aber wird von den seit dem späten 18. Jahrhundert maßgeblichen Ästhetikkonzepten systematisch negiert.<sup>24</sup> Man kann das sozial- und kulturgeschichtlich sehr gut an den gesellschaftlichen Praxisformen aufzeigen, denen ästhetische Einstellung (auch in ihrer theoretischen Form) als ‚Distinktionsmerkmal‘ eingeschrieben ist, und diese Linie reicht eben bis zum modernen Naturschutz (vergleiche Fischer 2003a).

Was mich aber beschäftigt, ist Folgendes: Die ‚Negation von Arbeit‘ scheint an ästhetischer Praxis nicht nur dort wieder auf, wo die gesellschaftlich bereitgestellte, existentielle Absicherung einmal riskiert wird – das ließe sich, beispielsweise, in den Texten von Henry David Thoreau (Thoreau 1979) bis zu heutigen Wildnis-Suchern wie Richard Leo (Leo 1992) oder Nicolas Vanier (Vanier 2001) aufs Krasseste illustrieren. Die schon von Nash an Texten von US-amerikanischen Wildnis-Erkundern beschriebene Ambivalenz der Haltung gegenüber ‚wilder Natur‘ – ein situativ keineswegs durchgängig steuerbares Hin und Her zwischen anschauernder Faszination beziehungsweise sinnlich erfahrener ‚Erhebung‘ und dem bis aufs scheinbar Instinktive zurückgeführten ‚Kampf ums Überleben‘ – (Nash 1982, 53 ff.) wird von manchen dieser Extrem-Abenteurer als ein schockar-

---

<sup>23</sup> Vgl. meine ergänzungs- und korrekturbedürftige Studie *Arbeit an der Natur. Ein Torso* (Fischer 1998). An der zentralen Fragestellung, wie die gesellschaftlichen Funktionen der ästhetischen Einstellung, an die jede moderne Naturästhetik gebunden ist, in die innere Logik der Argumentationen *in aestheticis* Eingang finden, halte ich fest.

<sup>24</sup> ‚Negiert‘ meint hier: von der Explikation etwa der Möglichkeit ästhetischer Urteile oder der Charakteristik ästhetischer ‚Haltungen‘ oder der Eigenart ästhetischer Wahrnehmungen ausgeschlossen. Dass sich diese Negation immer wieder bemerkbar macht, lässt sich an vielen Stellen zeigen – eine der bekanntesten ist Kants Bestimmung des Erhabenen. Wenn dort für das ästhetische Urteil vorausgesetzt wird, dass man sich ‚in Sicherheit wisse‘, so bleibt zu diskutieren, ob diese Voraussetzung historisch (technik-, wirtschafts-, kulturgeschichtlich) konkret gemacht werden darf. Vgl. die Überlegungen bei Fischer (1997).

tiger Umschlag beschrieben. Diese grundlegende, kulturell ausgebildete Spannung zwischen der unabdingbar ‚aufgezwungenen‘, unter Umständen gewalttätigen und blutigen Aneignung beziehungsweise Überwältigung von Natur und ihrer tatsächlich existentiellen, leiblich-sinnlich erfahrenen Anmutung und erhebenden Präsenz, was bis zu Verschmelzungsphantasien führen kann – diese Doppelgesichtigkeit unseres Naturbezugs wird eben gerade dort nicht aufgehoben, wo der ‚Gang aus der Arbeitswelt heraus in die gewaltige Natur‘ unter dem Vorsatz geschieht, mit der Abwendung von der technisierten Naturnutzung und von der entfremdeten Beziehung zu ‚eigentlicher‘ Natur nun in der Begegnung mit möglichst wilder, unbearbeiteter Natur ein ‚ursprüngliches‘ Verhältnis zu ihr wiederzugewinnen.<sup>25</sup> Der Regress auf ein mitunter radikal reduziertes, ‚einfaches Leben‘ in unerschlossenen Gefilden operiert ja schon konzeptionell mit einem Naturbezug, der seine Herkunft aus jener Antinomie zwischen (chiffrenhaft gesprochen) instrumentellem und ästhetischem Verhältnis zu Natur nicht verleugnen kann: Die existentiell ergreifende Selbsterfahrung wird gesucht in der handgreiflichen, praktisch werdenden Negation von gesellschaftlich organisierter Arbeit auf der erreichten Entwicklungsstufe.<sup>26</sup> Die ‚Intensität‘

25

Diese Spannung wird sogar in den so genannten Extremsportarten und den Überlebens-Abenteuern noch radikalisiert. Die ‚Selbstversuche‘ Reinhold Messners können hier eines der sprechendsten Beispiele abgeben. Messner ist ja bei seinen spektakulären Bergbesteigungen, Eis- und Wüstenexpeditionen nicht nur auf die Produkte aus modernster Technologie und auf die avanciertesten gesellschaftlichen Organisationsmittel angewiesen, schleppt also den in der Herausforderung negierten Naturbezug buchstäblich an eigenen Leibe mit. Sondern in der mentalen Verarbeitung der Elementarerlebnisse an ‚gewaltiger Natur‘ ist die Ambivalenz des Naturverhältnisses unaufhebbar eingelassen und an der Darstellung dieser Erlebnisse ablesbar: Wo Messner das ‚Einswerden mit der Natur‘ als Grenzerfahrung in der (auch metaphorischen) ‚Todeszone‘ schildert, wo die Verschmelzungsphantasien ihren stärksten Ausdruck finden, ist zugleich der Wille zum ‚Bezingen der Natur‘ – sowohl der gegenständlich-gegenüberstehenden wie der körperlich eigenen – aufs Höchste präsent. Sehr eindrücklich lässt sich das an dem Buch über die legendäre, bis heute weder persönlich noch öffentlich abgeschlossene Nanga-Parbat-Besteigung erkennen (Messner 2002).

26

Mit dieser Formulierung weise ich darauf hin, dass die Vorstellungen von ‚wilder‘, ‚unberührter‘ und ‚ursprünglicher‘ Natur stets relational zu sehen sind, bezogen auf die jeweils erreichten Formen gesellschaftlich organisierter Naturbearbeitung. Man kann das unter anderem daran ablesen, dass im historischen Verlauf zu ‚Wildnis‘ auch die Er-

...

der Naturerfahrung wird stets gemessen am Abstand zu historisch manifesten, vorherrschenden Formen der Naturbearbeitung, und sie scheint dort am tiefsten zu reichen, wo eine ‚untätige‘ Beziehung zu Naturerscheinungen gelingt, sei es in einer mediativen Kommunikation,<sup>27</sup> sei es in der ästhetisch formulierbaren Begeisterung vor angeschauter Natur.

Aber selbst innerhalb von philosophischen Ästhetik-Konzepten, die sich zentral auf die Wahrnehmung von ‚wilder‘, der menschlichen Verfügung entzogener Natur beziehen, wird die ‚Negation von Arbeit‘ mitgedacht, und zwar konsequenterweise in der Körperdimension. Wo ästhetische Wahrnehmung überhaupt noch auch als ‚leibliche Verarbeitung‘ von Sinneseindrücken verstanden wird, scheint die ‚Negation von Arbeit‘ als eine Art psychosomatische Vermissung auf.<sup>28</sup> Um das zu erkennen, muss man selbstverständlich ‚hinter Kant zurück‘ – seine Ästhetik bezieht, wie sein gesamtes philosophisches Denken, einen guten Teil der Energie aus der regelrecht zwanghaften Leugnung des Leiblichen, wie Gernot und Hartmut Böhme gezeigt haben (G. Böhme / H. Böhme 1983). Die Radikalität und Konsequenz der subjektphilosophischen Reflexion verweist die Empirie, so auch die leibhafte Dimension der Wahrnehmungs- und Erfahrungsmöglich-

---

scheinungen von kulturell bearbeiteter Natur historisch ‚zurückgelassener‘ Entwicklungsstufen gehören (vgl. Küster 1999, 38). Das setzt sich bis in die Gegenwart fort, wo uns in vielen Regionen der Erde als schützenswerte Wildnis gilt, was doch Lebensraum und unter Umständen ‚kultivierte‘ Landschaft von ‚Naturvölkern‘ ist.

<sup>27</sup> Der Jazzmusiker und Rundfunkjournalist Joachim-Ernst Berendt liefert mit seinen Adaptionen fernöstlicher Weisheitslehren ein auch literarisch ambitiöses Beispiel, das nicht nur in seiner sprachlichen Fassung höchst diskutabel bleibt (Berendt 1999). Gedanklich und sprachlich weniger ‚esoterische‘, aber nicht minder tief reichende Überlegungen und Wahrnehmungen gibt der Naturwissenschaftler und Schriftsteller Peter Nilson mit seinem Buch *Zurück zur Erde* (Nilson 1996).

<sup>28</sup> Mentalitätsgeschichtlich kann sich eine solche Figuration der inneren Wahrnehmung des getätigten bzw. nicht getätigten Naturbezugs selbstverständlich erst entwickeln, wo Zivilisationen hinter ihr durch ‚Arbeit‘ erschaffenes agrarisches „Basisniveau“ nicht mehr zurückfallen können (vgl. Siefert 2002, 119). Die Aufrechterhaltung zumindest dieses Basisniveaus, das auch bei katastrophischen Einbrüchen oder gar Zusammenbrüchen von erreichten Kulturstufen nicht hintergebar ist (ebd.), lässt Arbeit als ‚naturnotwendig‘ erscheinen, macht sie zu einem ‚Existential‘, das geradezu als gattungsprägend gilt und dessen Wirksamwerden dann auch Folgen für die innere Natur der Menschen zugeschrieben werden.

keiten, in den Vorhof der Erkenntnis- und Urteilsbildung. Das verdeutlicht besonders seine Ästhetik des Erhabenen, die zunächst von einer sinnlich erfahrenen ‚Erschütterung‘ der Verstandesfähigkeiten und Urteilsbildungen ausgeht, aber den wesentlichen, nur im übertragenen Sinn ‚lustvollen‘ Gehalt der Erhabenheitserfahrung eben in der Überwindung solcher bedrohlichen ‚Entmächtigung‘ des Subjekts bestimmt, indem die Vernunft erneut das Subjekt als das der Natur ‚Überlegene‘ inthronisiert.<sup>29</sup> Kant beherrscht immer noch und wieder den Ästhetik-Diskurs gerade in den hier zur Debatte stehenden Konzepten eines Bezugs auf ‚wilde‘ beziehungsweise ‚große‘ Natur derart massiv,<sup>30</sup> dass die von ihm ‚überbotenen‘ Entwürfe kaum noch in ihren Qualitäten beachtet werden.

Ich unternehme hier zunächst einen ideengeschichtlichen Rekurs, dies aber bereits jetzt mit dem nachdrücklichen Hinweis, dass ihm ein bewusstseins- und sozialgeschichtliches Fundament einzuziehen wäre. Diese Aufgabe wird mit knappen Andeutungen markiert. Mehr lässt sich in den eng bemessenen Rahmen dieses Beitrags nicht einbringen.

#### 4 Das Erhabene und seine kompensatorische Funktion

In der sensualistischen Ästhetik der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zur Entstehungszeit der heute noch wirksamen ästhetischen Einstellungen, scheint die genannte ‚Leerstelle‘, die aus der axiomatischen Abspaltung von Arbeit aus den Ästhetikkonzepten entsteht, noch unmittelbar im Argumentationsgang auf. Dass dies insbesondere im Zuge einer Theorie des Erhabenen geschieht, verwundert nicht. Denn seit der antiken, rhetorischen Theorie des Erhabenen steht der Begriff für eine durch Sinneseindrücke

---

<sup>29</sup> Die Erhabenheitsästhetik Kants hat sehr unterschiedliche Auslegungen erfahren. Siehe etwa die auf die psychodynamische Struktur hin angelegte Interpretation bei den Brüdern Böhme (G. Böhme / H. Böhme 1983, 215 ff., 293 ff.) und dagegen Martin Seels kritisch-affirmative Erörterung (Seel 1990, 197 ff.). Vgl. auch die Erläuterungen von María Isabel Peña Aguado (1994, 37 ff.) und die ambitionierte, aber begrifflich teilweise überanstrengte ‚Kontextualisierung‘ bei Stephan Mühr (Mühr 2001, 168 ff.).

<sup>30</sup> Auch Lyotards Befassung mit dem Erhabenen gehört zu dieser Traditionslinie (Lyotard 1989).

bewirkte, heftige affektive Bewegung, für eine innere ‚Erschütterung‘, bei der zunächst die sprachlichen Ausdrucksformen und Wirkmittel betrachtet werden. Mit der Transformation der Kategorie des Erhabenen, ausgehend von der ‚Wiederentdeckung‘ der klassischen Schrift des Pseudo-Longinus, in eine Theorie der ästhetischen Wahrnehmungen und Erfahrungsweisen wird bereits Ende des 17. Jahrhunderts eine „doppelte Ästhetik“<sup>31</sup> konzipiert: Mit den Zentralbegriffen des ‚Schönen‘ und des ‚Erhabenen‘ ist die Differenz zwischen dem auf einer ‚Harmonie‘ beruhenden ‚Wohlgefallen‘ und der von affektiver Erschütterung ausgehenden ‚Erhebung‘ gesetzt.<sup>32</sup> In der sensualistischen Ästhetik nun wird die ‚Erschütterung‘ auch als leiblich-sinnlicher Wirkmechanismus erörtert.

Dass überhaupt die Wahrnehmung von ‚wilder Natur‘, die primär Schrecken und Furcht auslöst, als Quelle der höherwertigen ästhetischen Erfahrung geschildert und legitimiert werden kann, beruht auf einer grundlegenden heils- und naturgeschichtlichen Umdeutung. Erst wo die abschreckenden, Furcht erregenden, ja auf den ersten Blick menschen- und lebensfeindlichen Elemente anschaulicher Natur als sinnvolle, nützliche, im Ganzen des Kosmos wohl platzierte Bestandteile der Schöpfung gesehen werden können, ist der legitimatorische Grund für ihre auch ästhetische Aufwertung bereitet. Dies leisten vorrangig die englischen Physikotheologen, in deren unmittelbarem Gefolge die ersten Dokumente einer erfahrungsgesättigten ästhetischen Wertschätzung von ‚wilder‘, ‚großer‘, ‚erschreckender‘ Natur erscheinen.<sup>33</sup>

---

<sup>31</sup> Zelles Studie (Zelle 1989) zeichnet den Übergang von der Fassung des Erhabenen in der Dichtungstheorie bei Boileau bis zur philosophischen Ästhetik bei Bodmer und Breitinger genau nach. Es wird so einsichtig, wie sich die dichotomische Struktur der Ästhetik bis über Kant hinaus bildet.

<sup>32</sup> Stephan Mühr sucht die begrifflichen und konzeptionellen Unterschiede zwischen den Wahrnehmungs- und Wirkungsqualitäten des Schönen bzw. des Erhabenen an den einschlägigen Texten von Dennis und Addison bis Kant präzise zu bestimmen (Mühr 2001, 161 ff.).

<sup>33</sup> Zu diesem ideen- und mentalitätsgeschichtlich eminent wichtigen, aber trotz der breiten Forschung noch nicht völlig ‚durchgearbeiteten‘ Prozess hier nur die Hinweise auf Begemann (1987); Zelle (1987); Poenicke (1989); R. Groh / D. Groh (1991); Mühr (2001, 97 ff.).

Der Engländer Edmund Burke – später ein konservativer Eiferer gegen den Demokratietheoretiker Thomas Paine, auf dessen Postulat der Wirkung ‚großer Natur‘ zurückzukommen ist – markiert Mitte des 18. Jahrhunderts mit seiner Schrift *A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and the Beautiful* eine detailliert ausgearbeitete Theorie der Erhabenheitserfahrung. Er erörtert auf der Basis seinerzeit moderner physiologischer Konzepte die Wirkungen der ästhetischen Sinneseindrücke auf Gemüt und Körper, weshalb ihm Kant bekanntlich, in scharfer Zuweisung eines subalternen Platzes, „eine bloß empirische Exposition des Erhabenen“ zuschreibt (Kant 1990, 125). Burke bewahrt aber in seiner Ästhetik noch ein Bewusstsein davon, dass auch ästhetische Wahrnehmungen und Urteile eine Form der gesellschaftlichen Praxis sind, die ihre Ermöglichung aus der Organisation des menschlichen ‚Stoffwechsels mit der Natur‘ gleichsam in sich trägt. Mit anderen Worten: Die sensualistische Erhabenheitsästhetik weist auf jene ‚Abspaltung‘ ästhetischer Praxis von Arbeit zurück und sucht eben von dorthier die spezifischen Wirkungen des Erhabenen zu erklären.

Um das einsichtig zu machen, muss ich eine etwas längere Passage aus Burkes Schrift zitieren:

„Die Vorsehung hat es so eingerichtet, daß ein Zustand der Ruhe und Untätigkeit, wie sehr er auch zu unserer Trägheit passen mag, doch allerhand Unannehmlichkeiten herbeiführt: daß er eine Art der Unordnung erzeugt, die uns zwingt, unsere Zuflucht zur Arbeit als einem Ding zu nehmen, das absolut erforderlich ist, wenn wir ein Leben führen wollen, das uns mit leidlicher Befriedigung erfüllt. Denn es liegt in der Natur der Ruhe, daß sie alle Teile unseres Körpers in eine Erschlaffung verfallen läßt, die nicht nur die Gliedmaßen zur Erfüllung ihrer Funktionen unbrauchbar macht, sondern auch die kräftige Spannung der Fibern aufhebt, die für die Fortführung der natürlichen Absonderungen erforderlich ist. Gleichzeitig sind die Nerven in diesem schlaffen, untätigen Zustand weit eher den abscheulichsten Zuckungen ausgesetzt, als wenn sie genügend angespannt und gekräftigt werden. Melancholie, Niedergeschlagenheit und oft auch Selbstmord sind die Folgen des düsteren Anblicks, den uns die Dinge bei diesem geschwächten Zustand des Körpers bieten. Das beste Heilmittel gegen alle diese Übel ist Bewegung oder Arbeit; und Arbeit ist eine Überwindung von Schwierigkeiten, eine Ausübung der Kontraktionskraft der Muskeln, und ähnelt als solche in jeder Beziehung – außer im Grade – dem Schmerz, der in einer Spannung oder Zusammenziehung besteht. Arbeit ist nicht allein erforderlich,

um die gröberen Organe in einem für ihre Funktionen brauchbaren Zustand zu erhalten, sondern ist ebenso notwendig für die feineren und zarteren Organe, auf welche und durch welche die Einbildungskraft und vielleicht auch die anderen Kräfte des Gemüts wirken.“ (Burke 1989, 174 f.)

Burkes Erklärungsansatz gehört, wie leicht ersichtlich ist, in den Melancholie-Diskurs seiner Zeit. Melancholie erscheint dabei nicht mehr vorrangig im Zusammenhang einer – letztlich in die Antike zurückgeführten – Temperamentenlehre, sondern wird vor allem auf die soziale Situierung bezogen: Lebensweisen und Praxisfelder, die ‚Untätigkeit‘ privilegieren, produzieren die Gefährdung durch Melancholie, und diese Gefährdung kann bis zum Selbstmord führen. ‚Untätig‘ ist in erster Linie, wer durch Stand und Beruf von körperlicher Arbeit freigesetzt wird – deshalb gilt die Affinität zur Melancholie geradezu als Signum des neuzeitlichen ‚Intellektuellen‘, des Wissenschaftlers, des Literaten, des Künstlers überhaupt, und als Fluch des sozialen Privilegs bei der Aristokratie.<sup>34</sup> Dass damit eine höchst ambivalente Beziehung zwischen neuzeitlicher Rationalität beziehungsweise aufklärerischem Impetus und ‚Gemütsverfassung‘ gestiftet wird, kann hier nur angemerkt werden.<sup>35</sup> Sie erfasst sehr rasch auch das ökonomisch und sozio-kulturell erfolgreiche, politisch aber relativ ohnmächtige Bürgertum (Lepenies 1972, 76 ff.).

„Urbane Lebensformen, intellektuelle Arbeit, ökonomische Spekulation, Reichtum, Religionsfreiheit, Gelehrsamkeit, Kunstgenuß – die Momente bürgerlicher Freiheit also – verursachen eine strukturelle Anomie der Gemütskräfte.“ (H. Böhme 1988b, 262 f.)

Burke liefert nun, wiederum mit den fortgeschrittenen physiologischen Lehren jener Zeit, eine medizinische Erklärung für das Entstehen von Melancholie, mit der die Wahrnehmung der gesamten Welt bis zum ‚Wahnsinn‘ verdüstert werden kann: Die drohende Erkrankung – denn um eine

---

<sup>34</sup> Dazu insbesondere Lepenies (1972, 43 ff.) sowie die kritische Erörterung bei Schings (1977).

<sup>35</sup> Dass im 18. Jahrhundert einerseits die „bürgerliche Aufklärung Vernunft und Melancholie in scharfen dynamischen Gegensatz bringt“, andererseits „die Melancholie auch zur Signatur des aufklärerischen Bürgertums selbst“ wird, arbeitet Hartmut Böhme heraus (H. Böhme 1988b, 262).

Krankheit handelt es sich nach der Überzeugung der Melancholie-Kritiker – gehe auf ‚Reizarmut‘, zurück, auf eine mangelnde Kräftigung der Körperfibern und auf eine unzureichende oder fehlende ‚Reinigung‘, der Nerven und der ‚Gemütsorgane‘. Am Projektionshorizont solcher Deutungsmuster scheinen die Therapieformen auf, die die nachrevolutionäre bürgerliche Gesellschaft für ‚Gemütskrankungen‘ entwirft. Burke dokumentiert mit seiner Auslegung der physiologischen Folgen der ‚Untätigkeit‘ also den vollzogenen „Übergang von der humoral-pathologischen zur neurophysiologischen Deutung der Melancholie“ (H. Böhme 1988b, 262).

Für die hier entwickelte Fragerichtung, die auf die Implikationen der ästhetischen Einstellung fürs moderne Naturverhältnis hinauswill, ist nun wesentlich, dass bei Burke ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem ‚Fehlen von Arbeit‘ – dessen soziale Verortung mit einer anthropologischen Generalisierung überdeckt wird – und der Bedeutung der Erhabenheitserfahrung hergestellt wird. Im Anschluss an die eben zitierte Stelle folgt, im Hinblick auf die Ästhetik, der entscheidende Gedankenschritt: Da offenbar für die ästhetische Praxis die sozusagen existentielle Ausgangslage in der ‚Abwesenheit von Arbeit‘, in der Distanz zu körperlicher Tätigkeit für die lebenspraktische Sicherung des Daseins besteht,<sup>36</sup> kommt es zu einer Art Gefährdung. Die fehlende ‚Beanspruchung der inneren Organe‘ könnte zu einer „Schwächung“ und zu einer Beeinträchtigung der Körperfunktionen und der Empfindungsfähigkeit führen. Deshalb muss dieser Mangel ausgeglichen werden – und genau das geschieht, so die Behauptung, durch die Wahrnehmung des Erhabenen. Denn dem Schmerz und dem mit ihm gleichgestellten Schrecken wird dieselbe ‚gesund erhaltende‘ Wirkung zugeschrieben wie der ‚Bewegung durch Arbeit‘. Die spezifische

---

<sup>36</sup> Der Arbeitsbegriff, den Burke verwendet, fußt noch ganz und gar in einer – wenn auch außerordentlich weit fortentwickelten – agrarischen Zivilisation: Völlig selbstverständlich gilt als ‚Arbeit‘, was die verschiedenen Formen bäuerlicher und handwerklicher Tätigkeiten umfasst. D. h. der Arbeitsbegriff ist ausgefüllt von der Vorstellung einer „Verausgabung von Körperkraft und Geschicklichkeit“ (vgl. Fischer 1998, 100) in der Aneignung bzw. Umwandlung gegenüberstehender Natur. Auf die „Asymmetrien“, die einem auf die körperliche ‚Bewegung‘ zentrierten Arbeitsbegriff innewohnen und die die unauflöbliche Verbindung von Arbeit und sozialer Organisation anzeigen, hat Dirk Baecker in einem begrifflich-analytisch interessanten Aufsatz hingewiesen (Baecker 2002, 208 ff.).

Wirkung des Erhabenen ist ja aber nach dieser Vorstellung der Schrecken. So tritt der körperliche Effekt der ästhetischen Wahrnehmung des Erhabenen an die Stelle der ‚fehlenden Arbeit‘ und löst dadurch ein ‚positives Gefühl‘ aus, eben jene ‚Lust‘, die im Zweischritt der Erhabenheitsästhetik<sup>37</sup> auf den Schrecken folgt.

„Wie die gewöhnliche Arbeit, die eine Art von Schmerz ist, die Übung der größeren, so ist eine Art von Schrecken die Übung der feineren Teile unseres Systems [...]. Wenn [...] Schmerz und Schrecken so gemäßigt sind, daß sie nicht unmittelbar schaden; wenn der Schmerz keine eigentliche Heftigkeit erreicht und der Schrecken nicht den unmittelbaren Untergang der Person vor Augen hat, – so sind diese Regungen, da sie gewisse Teile unseres Körpers – feine oder grobe – von gefährlichen und beschwerlichen Störungen reinigen, fähig, Frohsein hervorzubringen: nicht Vergnügen, aber eine Art von frohem Schrecken [...].“ (Burke 1989, 176)

Die Formel vom „frohen Schrecken“, vom *delightful horror*, ist seit Anfang des 18. Jahrhunderts die geradezu stereotype Kennzeichnung des Erhabenheitserlebnisses.<sup>38</sup>

Wir haben eine Konstruktion vor uns, deren bewusstseinsgeschichtliche Signifikanz man gar nicht hoch genug veranschlagen kann: Die Wahrnehmung des Erhabenen soll eine physische und psychische ‚Gesunderhaltung‘ bewirken, die letztlich durch die ‚Abwesenheit von Arbeit‘ in jenen gesellschaftlichen Feldern notwendig wird, zu denen auch und auszeichnend die ästhetische Einstellung gehört. Gilt diese Vorstellung zunächst für die Verfassung einer ästhetischen Avantgarde, deren vielbesprochener ‚Müßiggang‘ aus dem Zusammenwirken von materieller Absicherung und politischer

---

<sup>37</sup> Dieser Zweischritt wird auch dort (etwa bei Kant) konzeptionell zugrunde gelegt, wo der bei Burke noch ganz sinnlich-unmittelbar gedachte ‚Lustgewinn‘, der aus dem ‚Umschlag von Schrecken zu ‚Freude‘ in dem Erleben des positiven Effekts der Erhabenheitswahrnehmung entsteht, zu einer transzendentalen ‚Erhebung‘ des vernunftmächtigen Subjekts uminterpretiert wird (vgl. Pries 1989, 6 ff.; auch Lyotard 1988, 113 f.).

<sup>38</sup> Vgl. die in Anm. 33 genannte Literatur, die das formelhafte Oxymoron bereits in den frühen Konzepten der Erhabenheitsästhetik – vor allem bei Dennis, Shaftesbury, Addison – nachweist. Darauf, dass die Erhabenheitsästhetik eine Absicherung vor existentieller Gefährdung voraussetzt, kann ich hier nicht eingehen, das erfordert diffizile kultur-, technik- und sozialgeschichtliche Erkundungen.

Entmachtung resultiert,<sup>39</sup> so wird das Basiskonstrukt sehr bald verallgemeinert. Schon bei Burkes staatsphilosophischem Gegenspieler, dem radikalen Aufklärer Thomas Paine, erscheint aufgrund der gesellschaftlichen Gegebenheiten eine ins Moralische gewendete ‚Läuterung‘,<sup>40</sup> eine Art innerer ‚Reinigung‘ durch den ‚Anblick großer Natur‘ ganz allgemein erforderlich, um die politischen und sozialen Zustände zu verbessern. Da ist keineswegs nur an das Privileg einer Erhabenheitserfahrung für eine kleine Elite gedacht – die Natur in Nordamerika biete generell die Chance, in einer an Burke erinnernden Weise den ‚Läuterungseffekt‘ fast körperlich wirksam werden zu lassen:

„Der Anblick, welchen dies Land dem Auge des Zuschauers darbietet, erzeugt und nährt große Ideen. Die Natur erscheint ihm in ihrer Größe. Die erhabenen Gegenstände um ihn her erweitern seine Seele, und ein Teil der Größe, die er ansieht, geht in ihn selbst über.“ (Paine 1973, 190)

Paine, den die gesellschafts- und staatstheoretischen Grundlegungen von Demokratie beschäftigen, die er beispielgebend in den entstehenden USA

---

<sup>39</sup> Zu dieser sozial- und kulturgeschichtlichen Verortung der Erhabenheits-Konzepte wichtige Überlegungen bei Zelle (1987, 75 ff.) und Begemann (1987, 92 ff.). Eine Durcharbeitung der Konstellation steht noch aus. Die Entlastung von ‚Handarbeit‘, eine Prämisse der bürgerlichen Anfälligkeit für Melancholie, ist wohl zu unterscheiden von aristokratischem ‚Müßiggang‘, auf den die lähmende ‚Langeweile‘ zurückgeführt wird. Während der luxurierende Müßiggang, auf usurpierten Privilegien beruhend, als Signum einer ‚überflüssigen Klasse‘ bis ins 19. Jahrhundert denunziert wird und schärfsten sozialen Protest legitimiert (zum Beispiel bei Georg Büchner), gilt Melancholie zwar als durchaus bedrohliche Erkrankung und als Anzeichen einer Schwächung bürgerlicher Vernunft, zugleich jedoch als die ‚dunkle Seite‘ intellektueller, vor allem künstlerischer Produktivität (H. Böhme 1988b, 263 ff.). Die Starre, ja Lähmung, in der sich diese Melancholie der ‚Kopfarbeiter‘ zeigen kann, darf also nicht verwechselt werden mit der Erschlaffung aus Langeweile. Dass Burke die physiologischen Folgen beider Formen von ‚Untätigkeit‘ zusammenschiebt, liegt in dem Skopus seiner Kritik begründet: Erklärt werden sollen ja die Gefahren einer ‚Befreiung von Arbeit‘, und unter diesem Gesichtspunkt muss für eine rationalistische Ethik auch die Melancholie bekämpft werden.

<sup>40</sup> Der Zusammenhang von Ästhetik und Ethik, bei Paine fast auf eine Art affektiven Mechanismus reduziert, durchzieht die gesamte philosophische Debatte seit dem 18. Jahrhundert, insbesondere bei der Erörterung des Erhabenen (vgl. nur Seel 1990 oder Lyotard 1989).

verwirklicht wissen will, ist nicht – wie Burke – an einer ‚Ableitung‘ der Erhabenheitserfahrung aus neurophysiologischen Prämissen und an einer Erklärung der postulierten inneren Wirkungen von ‚großer Natur‘ interessiert. Die naturrechtliche Fundierung seines wegweisenden Essays *The Rights of Man* lässt ihn auf eine Erinnerung an den vorgeblichen Naturzustand zurückgreifen (vergleiche Habermas 1971), in dem die ‚Natur‘ noch unmittelbar in den Menschen gewirkt habe – der Anblick erhabener Naturerscheinungen reaktiviert sozusagen diese ursprüngliche Verbindung. Mit dieser Denkfigur ist eine Legitimierung und eine immer wieder erneuerte Kritik für die US-amerikanische Gesellschaft vorformuliert, wie sie sich bis in Begründungen von Nationalparks und Großschutzgebieten bei Theodore Roosevelt, John Muir, Leopold und anderen hinzieht (vergleiche Callcott/Nelson 1998). Dabei verschleift sich eine bestimmtere Konzeption von Erhabenheitsästhetik – ‚schön‘ und ‚erhaben‘ können beinahe spannungslos nebeneinander stehen.<sup>41</sup> Für die dominante US-amerikanische Traditionslinie im kollektiven Bewusstsein, die Wahrnehmung ‚großer‘ ‚wilder‘ und ‚ursprünglicher‘ Natur betreffend, ist weniger die genuine Erhabenheitsästhetik anzusetzen als das Weiterwirken naturrechtlicher Postulate und einer verflachten Naturdeutung des amerikanischen Transzendentalismus.<sup>42</sup>

Burkes sensualistische Ästhetik liefert für die europäische Ideengeschichte ein wichtiges Beispiel der Wirksamkeit einer axiomatischen, später überdeckten Prämisse in der Naturästhetik. Sie nimmt jene ‚Negation von Arbeit‘, die für die ästhetische Einstellung vorausgesetzt wird, mit der Deutung ihrer physiologischen Auswirkungen noch in den theoretischen Entwurf selbst auf. Dabei kehrt der Philosoph in bezeichnender Weise die sozio-kulturelle ‚Logik‘ in dem Erklärungsmuster um: Was auszeichnendes Merkmal einer intellektuell-künstlerischen Elite ist, nämlich von körperli-

---

<sup>41</sup> Dieser Einebnung einer ästhetiktheoretischen Spannung wäre genauer nachzugehen. Sie ließe sich, was die USA betrifft, nicht nur in mehr oder weniger populären Sachbuch- und Belletristik-Texten nachweisen, sondern auch bei ‚Klassikern‘ von Thoreau bis Leopold.

<sup>42</sup> Deshalb wären auch, über die Andeutungen bei Trommer (1992) hinaus, die gravierenden Unterschiede zwischen einem US-amerikanischen *wilderness*-Verständnis und deutschen Bildnis-Konzepten sowohl mentalitäts- wie sozialgeschichtlich weiter herauszuarbeiten.

cher Arbeit freigesetzt zu sein, wird als anthropologische Tendenz generalisiert, und das zunächst durchaus avantgardistische Vermögen jener Elite – sich ‚wilder‘ und überwältigender Natur für die Erhabenheitserfahrung auszusetzen – erscheint als allgemein-menschliche Möglichkeit, die bedenklichen Folgen jener Freisetzung zu kompensieren. In dieser ‚Kompensationsthese‘<sup>43</sup> ist noch kein deutlicher zivilisationskritischer Impuls enthalten, wie er seit der nachrevolutionären Interpretation des gesellschaftlichen Naturbezugs die ästhetische Haltung gegenüber Natur definiert, programmatisch mit der Romantik. Die noch ungebrochen aufklärerische Dynamik des ästhetischen Konzepts lässt sich als Ausdruck der offensiven Distinktionsstrategie intellektueller und künstlerischer Avantgarden der vorrevolutionären Ära verstehen.<sup>44</sup>

Dennoch sehe ich von den ästhetisch-moralischen Konzeptionen des 18. Jahrhunderts, wie sie Burke beispielhaft vertritt, einen ‚Unterstrom‘ sich bis zu jenen legitimierenden Postulaten eines modernen Wildnis-Schutzes ziehen, die das Erleben ‚ungestörter‘, ‚wilder‘ Natur als „unerlässlich für unsere seelische Gesundheit“ erklären (Stock u. a. 1996, 356). Die Unterfütterungen solcher aktuellen Postulate aus anthropologischen Hypothesen, aus neueren Kompensationstheorien oder gar aus psychiatrischen Therapiekon-

---

<sup>43</sup> Die hier angenommene, ja regelrecht körperlich wirkende Kompensation hat nichts zu tun mit jener Kompensationsthese, die an Joachim Ritters Interpretation der neuzeitlichen Landschafts- und Naturanschauung kontrovers diskutiert wird. Geht es dort um die Frage, ob die ästhetische Konstitution von Landschaft und ‚geschauter Natur‘ kompensatorisch zum zivilisatorischen Verlust der Erfahrung ‚ganzer Natur‘ verstanden werden kann und soll (R. Groh / D. Groh 1991, 97 ff.; kritisch dazu Mühr 2001, 189 ff.), so bezieht sich die Kompensation der physiologischen Negativeffekte einer ‚untätigen‘ Haltung (auch gegenüber Natur) bei Burke ja auf die geradezu körperlich fassbaren Wirkungen des ‚Schreckens‘ in der Erhabenheitserfahrung. Von Kompensation wird also in quasi medizinischer Hinsicht gesprochen – Plausibilität soll über die physiologische Ähnlichkeit der Effekte von Arbeit, Schmerz und Schrecken erreicht werden. Hier geht es demnach tatsächlich um Kompensation einer manifesten Vermissung, der die Erhabenheitserfahrung abhelfen kann.

<sup>44</sup> Eine genauere Analyse der philosophisch-ästhetischen Programmatiken als ‚Stellungnahmen‘ in den Positionierungsstrategien der gesellschaftlichen Fraktionen würde eine aufwendige und schwierige Rekonstruktion der dazu noch nationalkulturell unterschiedlichen Felder (des akademischen, des künstlerischen, des Machtfeldes) im Sinne Pierre Bourdieus erfordern.

zepten muss ich an anderer Stelle diskutieren.<sup>45</sup> Bedeutsam im hier verfolgten Gedankengang ist zunächst, dass die ‚gesund erhaltende Wahrnehmung‘ einer vorgeblich sich selbst überlassenen Natur stets den Erfahrungsmodus ästhetischer Praxis unterstellt: Ganz selbstverständlich ist die ‚Abwesenheit von Arbeit‘, ja von jeder unmittelbaren Einwirkung auf die angeschaute Natur zur Ausgangsbedingung gemacht. Mit der Paradoxie, dass die zur ‚seelischen Gesundheit‘ unabdingbare, sinnlich-anschauliche Wahrnehmung solcher vor menschlicher Beeinflussung geschützten Natur jedoch das Hineingehen in sie verlangt, kämpft der Naturschutz, seit er sich vom Heimatschutz abzusetzen versucht hat (Eisel 2003), etwa mit den Zonierungskonzepten oder mit den Strategien zur ‚Besucherlenkung‘.

## 5 Die Dialektik des ästhetischen Naturbezugs

Ich komme noch einmal auf meine These zurück, dass jene ‚sich selbst überlassene Natur‘, die das Zieloptimum neueren Naturschutzes abgibt, keineswegs in tautologischer Weise bestimmt ist, wenn sie als eine Natur unter Ausschluss lebensweltlich-instrumenteller Bearbeitung gedacht wird. Vielmehr ergibt der hier nur grob skizzierte Befund, dass eine Natur, die idealiter ‚unbeeinflusst‘ von Arbeit vorgestellt wird, auf der einen Seite dem neuzeitlichen Entwurf ästhetischer Praxis entspricht – sie wird tendenziell zur ‚bloß angeschauten‘ Natur, die im nicht-instrumentellen Zugang eine ganz spezifische, distinktiv hochwertige Erfahrung eröffnet. Das liefert in den aktuellen Auseinandersetzungen um den Umgang mit Natur als dem ‚Anderen‘ zur menschlichen Lebensweise nicht nur die Legitimation noch für den Inbegriff des Naturschutzes, den Wildnis-Schutz. Zur Illustration könnte ich wiederum Aldo Leopold zitieren, der die Intensität von Naturerfahrung schlicht an den Grad der Distanz zum ‚Arbeitsalltag‘ bindet (Leo-

---

<sup>45</sup> Vgl. etwa die Hinweise bei Haubl (1999). Der Anteil ästhetischer Wahrnehmungen erscheint für solche ‚Gesunderhaltungstheorien‘, denen das Erleben ‚ungestörter und ursprünglicher Natur‘ das psychische Korrektiv zu den zivilisatorischen Gefährdungen abgibt, vergleichsweise gering. Die ästhetische Einstellung ist aber nur die kulturell am höchsten legitimierte, daher die theoretisch am breitesten erörterte und sozial hoch distinktive Form einer auch in anderen Praxen manifesten Haltung gegenüber Natur, die von direkter Aneignung durch Arbeit entlastet ist.

pold 1992, 141). Auf der anderen Seite tut sich die ganze verräterische Dialektik auf, die in der Ermöglichung dieser Distanz durch die vorgängige Absicherung der Existenz aus den Ergebnissen des „Arbeitsalltags“ entspringt. Leopold hat das scharf gesehen: „Der physische Kampf ums Überleben war ungezählte Jahrhunderte eine wirtschaftliche Realität. Als er wegfiel, führte uns ein gesunder Instinkt dazu, ihn als athletischen Sport und als Spiel zu erhalten.“ (Leopold 1992, 140)

Da ist es wieder, das von Burke ausformulierte Vorstellungsmodell: Wo der entwicklungsgeschichtliche Zwang zur direkten, lebenspraktisch-instrumentellen Bearbeitung von Natur zurücktritt, muss deren unerlässlicher Effekt für unsere ‚Gesundheit‘ durch andere Formen des Naturbezugs aufrechterhalten werden. Ich habe in anderem Kontext am Beispiel Reinhold Messners zu zeigen versucht, wie sich „athletischer Sport und Spiel“ als forcierte Modi des Naturbezugs – von Leopold ausdrücklich auf die „eher männlichen und primitiven Fertigkeiten“ ausgerichtet (Leopold 1992, 140) – aufs engste mit Fortschreibungen der Erhabenheitsästhetik verbinden (Fischer 2001). Man kann dabei durchaus von tief reichenden Analogien zu, ja wirkungsgeschichtlichen Anschlüssen an Burkes hier behandelte Denkfigur ausgehen. Aber nur eine Erhabenheitsästhetik, die jene grundlegende ‚Negation von Arbeit‘ im ästhetischen Verhältnis zu Natur noch mitdenkt, wie bei den so genannten Sensualisten, markiert erkennbar und reflektierbar auch die ‚Leerstellen‘, die der ästhetische Naturbezug zu veranschlagen hat.

Diese unterschwellig bis heute hochwirksame Vorstellung von einem Naturbezug, dem die bearbeitende Aneignung des ‚für sich beziehungsweise aus sich heraus Seienden‘ fehlt, ruht eben dem ‚menschlichen Stoffwechsel mit Natur durch Arbeit‘ auf – im gedoppelten Sinn: lebenspraktisch durch die soziale und kulturelle Ermöglichung, konzeptionell mit dem Postulat von Vermisungen, die in der ästhetischen Erfahrung bis ins Psychosomatische hinein ausgeglichen werden müssen. Damit will ich gerade nicht auf klassische, zivilisationskritische Kompensationstheorien hinaus – Natur als Fluchtraum oder Utopie (vergleiche Großklaus 1993, 7 ff.), als säkularisierte *theoria* (etwa im Sinne Ritters – R. Groh / D. Groh, 97 ff.), als Sphäre des Regresses auf ‚Elementarzustände‘.

Vielmehr kommt es mir hier darauf an, eine Diskussion darüber zu befördern, wie wir heute einen Rückbezug auf die existentielle Basis in der lebensweltlich-instrumentellen Naturbearbeitung auch für ästhetische Praxis neu gewinnen können. An Burke war zu zeigen, wie die konstatierte ‚Negation von Arbeit‘ im ästhetischen Konzept bis ins Innerste der Entwür-

fe von ästhetischer Erfahrung hineinreichte. An die dabei benutzten, erledigten physiologischen Annahmen können wir nicht anschließen. Ob neue leibphilosophische Reflexionen einen Ansatz enthalten, ästhetische Praxis im erwähnten Sinn neu zu denken, steht dahin.<sup>46</sup>

Mir scheint also, dass auch an dieser Stelle selbst neueste Naturschutzkonzeptionen in ‚Begründungsnot‘ sind, wo sie sich aus den Potentialen letztlich ästhetischer, ‚von Arbeit entlasteter‘ Naturerfahrung legitimieren. Solche Begründungsnot darf man aber nicht bloß als theoretische und dann politisch-administrativ wirksame Defizite des Naturschutzes verstehen. Weil sie – wie dargelegt sein wollte – an fundamentale Prämissen unseres vorherrschenden, neuzeitlich-abendländischen Naturverhältnisses rühren, gilt es vielmehr, die in ihnen angezeigte, letztlich politische Herausforderung anzunehmen. Es gibt keinen einfachen Ausweg aus der fatalen Dialektik, die sich in der ästhetischen ‚Negation von Arbeit‘ kundtut. Man kann es, aufs Große und Ganze gehend, auch so formulieren: Solange der Inbegriff von Natur, die gesellschaftliche Form ihrer Aneignung übersetzend, aus der Gegenüberstellung zu ‚Arbeit‘ bestimmt wird, bleibt die ästhetische Praxis und mit ihr der Schutz ‚eigentlicher‘ Natur in jener Negation befangen, die das erstrebte ‚gute‘ Naturverhältnis an eben das negierte, gefährdende ausliefert.

## Literatur

Baecker, Dirk (Hrsg.) (2002): Archäologie der Arbeit. Berlin.

Baecker, Dirk (2002a): Die gesellschaftliche Form der Arbeit. In: Baecker (2002), 203-245.

Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL) (Hrsg.) (1999): Schön wild sollte es sein ... Wertschätzung und ökonomische Bedeutung von Wildnis. Laufen/Salzach.

---

<sup>46</sup> Jürgen Hasse arbeitet, im Anschluss an Hermann Schmitz und an die Aisthesis-Konzepte Gernot Böhmes, an einer solchen Revision (vgl. seinen Beitrag in diesem Band). Die Vermittlung etwa der Atmosphären-Theorie mit lebensweltlich-instrumentellem Naturbezug steht, so weit ich sehe, aber noch aus.

- Begemann, Christian (1987): Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung. Zu Literatur und Bewußtseinsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Frankfurt/M.
- Berendt, Joachim Ernst (1999): Es gibt keinen Weg. Nur Gehen. Frankfurt/M.
- Böhme, Gernot (1989): Für eine ökologische Naturästhetik. Frankfurt/M.
- Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt/M.
- Böhme, Gernot (2001): Aisthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre. München.
- Böhme, Gernot (2002): Die Natur vor uns. Naturphilosophie in pragmatischer Hinsicht. Zug/Schweiz.
- Böhme, Gernot / Böhme, Hartmut (1983): Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt/M.
- Böhme, Gernot / Schiemann, Gregor (Hrsg.) (1997): Phänomenologie der Natur. Frankfurt/M.
- Böhme, Gernot / Schramm, Engelbert (Hrsg.) (1985): Soziale Naturwissenschaft. Wege zu einer Erweiterung der Ökologie. Frankfurt/M.
- Böhme, Hartmut (1988): Natur und Subjekt. Frankfurt/M.
- Böhme, Hartmut (1988a): Verdrängung und Erinnerung vormoderner Naturkonzepte. Zum Problem historischer Anschlüsse der Naturästhetik in der Moderne. In: H. Böhme (1988), 13-37.
- Böhme, Hartmut (1988b): Kritik der Melancholie und Melancholie der Kritik. In: H. Böhme (1988), 256-273.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.
- Bröckling, Ulrich / Horn, Eva (Hrsg.) (2002): Anthropologie der Arbeit. Tübingen.
- Burke, Edmund (1989): Philosophische Untersuchung über den Ursprung der Ideen vom Erhabenen und Schönen [1757]. Hamburg (2. Aufl.).

- Callicott, J. Baird (Hrsg.) (1987): Companion to A Sand County Almanac. Madison/Wisc.
- Callicott, J. Baird (1987a): The Land Aesthetic. In: Callicott (1987), 157-171.
- Callicott, J. Baird / Nelson, Michael P. (Hrsg.) (1998): The Great New Wilderness Debate. Athens/Georgia and London.
- Devall, Bill / Sessions, George (1985): Deep Ecology. Living as if Nature Mattered. Salt Lake City.
- Dürr, Hans-Peter (1985) Traumzeit. Über die Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation. Frankfurt/M.
- Dürr, Hans-Peter / Zimmerli, Walther Ch. (Hrsg.) (1991): Natur und Geist. Über den Widerspruch zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und philosophischer Welterfahrung. Bern, München, Wien.
- Eisel, Ulrich u. a. (2003): Naturschutzstrategie: Argumentenetz für den Naturschutz. Bonn.
- Fischer, Ludwig (1997): Die Ästhetisierung der Nordseemarschen als ‚Landschaft‘. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.): Kulturlandschaft Nordseemarschen. Bredstedt/Westerhever, 201-232.
- Fischer, Ludwig (1998): Arbeit an der Natur. Ein Torso. In: Bäschlin, Lukas u. a.: Das gedoppelte Paradies. Natur in Philosophie und Praxis. Bergisch-Gladbach, 91-138.
- Fischer, Ludwig (2000): Das Feste und das Flüssige. Zur Ideologie und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeers und der Halligen. In: Busch, Bernd / Förster, Larissa (Red.): Wasser. Bonn, 624-652. (Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe Forum, Bd. 9)
- Fischer, Ludwig (2001): Das Erhabene und die ‚feinen Unterschiede‘. Zur Dialektik in den sozio-kulturellen Funktionen von ästhetischen Deutungen der Landschaft. In: Brednich, Rolf Wilhelm u. a. (Hrsg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster, 347-356.

- Fischer, Ludwig (2003): Die ‚Urlandschaft‘ und ihr Schutz. In: Radkau, Joachim / Uekötter, Frank (Hrsg.): Naturschutz und Nationalsozialismus. Frankfurt/M., New York, 183-206.
- Fischer Ludwig (2003a): Naturbilder und Naturverhältnisse. Deutungen der Küste im Wattenmeerraum als Herausforderungen für ‚sustainable development‘. In: Glaeser, Bernhard (Hrsg.): Küste, Ökologie, Mensch: Haben sie eine Zukunft? Integriertes Küstenzonenmanagement (IKZM) als Instrument nachhaltiger Planung. Münster, Hamburg, Berlin [im Druck].
- Gierer, Alfred (1998): Die gedachte Natur. Ursprünge der modernen Wissenschaft. Reinbek.
- Gloy, Karen (1995): Das Verständnis der Natur. Erster Band: Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens. München.
- Gottwald, Franz-Theo / Klepsch, Andrea (Hrsg.) (1995): Tiefenökologie. Wie wir in Zukunft leben wollen. München.
- Grätzel, Stephan (1997): Das Verstummen der Natur. Zur Autokratisierung des Wissens. Würzburg.
- Groh, Ruth / Groh, Dieter (1991): Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur. Frankfurt/M.
- Groh, Ruth / Groh, Dieter (1996): Die Außenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur 2. Frankfurt/M.
- Großklaus, Götz (1993): Natur – Raum. Von der Utopie zur Simulation. München.
- Habermas, Jürgen (1971): Naturrecht und Revolution. In: ders.: Theorie und Praxis. Frankfurt/M., 89-127.
- Haubl, Rolf (1999): Angst vor der Wildnis – An den Grenzen der Zivilisation. In: Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (1999), 47-56.
- Hauskeller, Michael u. a. (Hrsg.) (1998): Naturerkenntnis und Natursein. Frankfurt/M.
- Horstmann, Ulrich (1985): Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht. Frankfurt/M.

- Jax, Kurt (2001): Naturbild, Ökologietheorie und Naturschutz: zur Geschichte des Ökosystemmanagements im Yellowstone-Nationalpark. In: Verhandlungen zur Geschichte der Theoretischen Biologie 7, 115-134.
- Kant, Immanuel (1990): Kritik der Urteilskraft [1790]. Hamburg (7. Aufl.).
- Knobloch, Eberhard (1981): Das Naturverständnis der Antike. In: Rapp (1981), 10-35.
- Krebs, Angelika (2002): Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit. Frankfurt/M.
- Küster, Hansjörg (1999): Zähmung und Domestizierung: Von der Wildnis zur Kulturlandschaft. In: Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (1999), 35-41.
- Leo, Richard (1992): Jenseits aller Grenzen. Ein Mann, eine Frau, ein Kind in der Weite Alaskas. Zürich.
- Leopold, Aldo (1992): Am Anfang war die Erde. ‚Sand County Almanac‘ – Plädoyer zur Umwelt-Ethik. München.
- Lepenies, Wolf (1972): Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Löbsack, Theo (1986): Die letzten Jahre der Menschheit. Vom Anfang und Ende des Homo sapiens. Frankfurt/M., Berlin.
- Lyotard, Jean-François (1989): Das Interesse des Erhabenen. In: Pries (1989), 91-118.
- MacCormack, Carol / Strathern, Marilyn (Hrsg.) (1980): Nature, Culture and Gender. Cambridge/Mass.
- McKibben, Bill (1989): Das Ende der Natur. München.
- Merchant, Carolyn (1987): Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft. München.
- Messner, Reinhold (2002): Der nackte Berg. Nanga Parbat – Bruder, Tod und Einsamkeit. München.
- Mittelstraß, Jürgen (1981): Das Wirken der Natur. Materialien zur Geschichte des Naturbegriffs. In: Rapp (1981), 36-69.

- Mühr, Stephan (2001): Naturwahrnehmung – Fremdwahrnehmung. Entwurf zum Textverständnis europäischer Natur- als Fremderfahrung aus der Transformationsgeschichte ihrer Denkfiguren. Frankfurt/M. u. a.
- Nash, Roderick (1982): Wilderness and the American Mind. New Haven and London (third ed.).
- Nilson, Peter (1996): Zurück zur Erde. Der Mensch, die Landschaft und das Gleichgewicht der Natur. München.
- Oelschlaeger, Max (1991): The Idea of Wilderness. New Heaven and London.
- Paine, Thomas (1973): Die Rechte des Menschen. Zweiter Teil [1792]. Herausgegeben von Theo Stemmler. Frankfurt/M.
- Peña Aguado, María Isabel (1994): Ästhetik des Erhabenen. Burke, Kant, Adorno, Lyotard. Wien.
- Poenicke, Klaus (1989): Eine Geschichte der Angst? Appropriationen des Erhabenen in der englischen Ästhetik des 18. Jahrhunderts. In: Pries (1989), 76-90.
- Potthast, Thomas (1999): Die Evolution und der Naturschutz. Zum Verhältnis von Evolutionsbiologie, Ökologie und Naturethik. Baden-Baden.
- Pries, Christine (Hrsg.) (1989): Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn. Weinheim.
- Rapp, Friedrich (Hrsg.) (1981): Naturverständnis und Naturbeherrschung. München.
- Schäfer, Lothar (1993): Das Bacon-Projekt. Von der Erkenntnis, Nutzung und Schonung der Natur. Frankfurt/M.
- Schings, Hans-Jürgen (1977): Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts. Stuttgart .
- Schmidt, Alfred (1971): Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx. Frankfurt/M., Köln.
- Schoenichen, Walther (1942): Naturschutz als völkische und internationale Kulturaufgabe. Jena.

- Schulz, Jürgen (2000): Landschaft als Ideal oder als Funktionsträger? Die Interpretation des Naturschutzes im Nationalsozialismus durch die moderne ökologische Planung und eine Entgegnung aus ideengeschichtlicher Perspektive. Berlin [Dipl.-Arb. Ms. vervielf.].
- Seel, Martin (1990): Kants Ethik der ästhetischen Natur. In: Bubner, Rüdiger u. a. (Hrsg.): Die Trennung von Natur und Geist. München, 181-208.
- Seel, Martin (1991): Eine Ästhetik der Natur. Frankfurt/M.
- Seel, Martin (2000): Ästhetik des Erscheinens. München.
- Sieferle, Rolf Peter (1997): Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt. München.
- Sieferle, Rolf Peter (2002): Gesellschaft im Übergang. In: Baecker (2002), 117-151.
- Sieferle, Rolf Peter/Breuninger, Helga (Hrsg.) (1999): Natur-Bilder. Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte. Frankfurt/M., New York.
- Stock, Martin u. a. (1996): Ökosystemforschung Wattenmeer. Synthesebericht: Grundlagen für einen Nationalparkplan. Heide.
- Suchanek, Norbert (2001): Mythos Wildnis. Stuttgart.
- Thoreau, Henry David (1979): Walden oder Leben in den Wäldern. Zürich [1854].
- Trommer, Gerhard (1992): Wildnis – die pädagogische Herausforderung. Weinheim.
- Vanier, Nicolas (2001): Das Schneekind. Eine Familie unterwegs durch die Schneewüsten von Kanada und Alaska. München.
- von Gleich, Arnim (1989): Der wissenschaftliche Umgang mit der Natur. Über die Vielfalt harter und sanfter Naturwissenschaften. Frankfurt/M., New York.
- Warren, Karen J. (Hrsg.) (1994): Ecological Feminism. London and New York.

- Warren, Karen J. (Hrsg.) (1997): *Ecofeminism. Women, Culture, Nature*. Bloomington and Indianapolis.
- Weber, Heinz-Dieter (Hrsg.) (1989): *Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs*. Konstanz.
- Wilke, Joachim (Red.) (1994): *Zum Naturbegriff der Gegenwart*. 2 Bde. Stuttgart-Bad Canstatt.
- Zelle, Carsten (1987): ‚Angenehmes Grauen‘. Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im 18. Jahrhundert. Hamburg.
- Zelle, Carsten (1989): Schönheit und Erhabenheit. Der Anfang doppelter Ästhetik bei Boileau, Dennis, Bodmer und Breitinger. In: Pries (1989), 55-73.
- Ziegler, Ursula (2002): Prozessschutz vor dem Hintergrund der Ideengeschichte des Naturschutzes. Freising [Dipl.-Arb. Ms. vervielf.].
- Zimmermann, Jörg (Hrsg.) (1982): *Das Naturbild des Menschen*. München.
- Zimmerman, Michael E. u. a. (Hrsg.) (1993): *Environmental Philosophy. From Animal Rights to Radical Ecology*. Upper Saddle River/NJ.
- Zimmerman, Michael E. (1994): *Contesting Earth's Future. Radical Ecology and Postmodernity*. Berkeley, Los Angeles.